

5 SWAK-Modell und Sexualverhalten

5.1 Bedeutung der Sexualität für ein Evolutionsmodell

Menschliches Sexualverhalten ist ein Spezialfall des menschlichen Verhaltens. Die zu Beginn dieses Buches getroffene Feststellung, daß menschliches Verhalten infolge der kulturellen Entwicklung sehr vielschichtig und unübersichtlich geworden ist und deswegen grundsätzlich schlecht geeignet ist, um eine Evolutionshypothese zu belegen, gilt daher natürlich auch für das Sexualverhalten. Überlegungen zum natürlichen Sexualverhalten des Menschen sind immer recht spekulativ. Der Körperbau des Menschen gibt zwar für sich genommen wertvolle Hinweise - der Interpretationsspielraum bleibt dennoch unangenehm groß. Letztendlich stützen sich Überlegungen zur natürlichen Sexualität immer in erster Linie auf beobachtetes Verhalten und sind daher schwach belegt. Allerdings gilt dies nicht nur für meine eigenen Überlegungen, sondern auch für alles andere, was bisher zu diesem Thema veröffentlicht worden ist.

Nun spielt das Sexualverhalten eine sehr bedeutende Rolle für die Evolution. Es bestimmt Wirkungsweise und Stellenwert der sexuellen Selektion. Darüber hinaus hängt es unmittelbar mit der Gruppenstruktur zusammen und hat damit auch unmittelbar Einfluß auf Verwandtschaftsverhältnisse und den Stellenwert der Verwandtenselektion für die Evolution der jeweiligen Spezies.

Um ein Gefühl für die Bedeutung des Sexualverhaltens zu entwickeln, kann man sich z.B. den *Pan troglodytes* anschauen. Der multimaskuline Aufbau der Gruppen bringt es mit sich, daß es sich für die Männchen aufgrund der Verwandtenselektion lohnt, gegen Männchen anderer Gruppen gemeinsam aufzutreten, was wiederum dafür verantwortlich gemacht wird, daß Schimpansen bereits eine Art primitiver Kriegsführung entwickelt haben.

Dadurch, daß die Männchen innerhalb der Gruppe um die Fortpflanzung mit relativ vielen Weibchen miteinander konkurrieren, kommt bei Schimpansen auch der sexuellen Selektion eine erhebliche Bedeutung zu. Verschiedene Männchen können voneinander in ihrem Reproduktionserfolg erheblich abweichen, so daß sich genetisch fixierte Eigenschaften, die der Fitneß eines Männchens zugute kommen über die sexuelle Selektion recht schnell in der Population verbreiten können. Die sexuelle Selektion in den multimaskulinen Schimpansengesellschaften stellt vermutlich den effektivsten Evolutionsmotor dar, der Menschenaffen mit ihrer geringen Reproduktionsrate zur Verfügung steht.

Die hohe Entwicklungsdynamik der menschlichen Linie und die Bedeutung, die dabei der Kriegsführung im SWAK-Modell zugeschrieben wird, legen innerhalb dieses Modells den Schluß nahe, daß menschliche Verbände im Entwicklungszeitraum des Menschen - also zumindest im Zeitraum vom ersten Erscheinen des

Homo erectus bis zum ersten Erscheinen des *Homo sapiens* - ebenso multimaskulin organisiert waren, wie der *Pan troglodytes* es heute ist. Und die Bedeutung, die in diesem Fall dem Sexualverhalten bei der menschlichen Entwicklung zukam, dürfte enorm gewesen sein,

Die Evolution des Menschen kann wohl nur dann wirklich verstanden werden, wenn man ein korrektes Modell des Sexualverhaltens seiner Vorfahren im Entwicklungszeitraum zugrundelegt. Dies bedeutet vor allem, daß man sich seiner Sache nie zu sicher sein sollte, auch nicht, wenn ein Evolutionsmodell noch so überzeugend erscheint. Die jeweiligen Ausprägungen zum Sexualverhalten stellen einen bedeutenden Teil des Modells dar, der sich kaum mit harten Belegen untermauern läßt.

Wenn ich vom "natürlichen" Sexualverhalten spreche, nehme ich bereits einen Teil meiner Überlegungen vorweg, denn ich vermute, daß es beim Übergang zum Jungpaläolithikum - also vor ca. 70 - 40 Tausend Jahren - zu entscheidenden Veränderungen im Sexualverhalten gekommen ist, das vorher ausgesprochen schimpansenähnlich war und hinterher deutlich kulturell reglementiert wurde. Wenn die Entwicklung tatsächlich so verlaufen ist, dann ergibt es einen Sinn vom natürlichen, vorkulturellen oder ursprünglichen Sexualverhalten zu sprechen.

Das Sexualverhalten des Menschen in seinem Entwicklungszeitraum ist es unbedingt wert untersucht zu werden und stellt einen wichtigen Bestandteil jedes Evolutionsmodells dar. Man sollte sich allerdings dessen bewußt bleiben, daß bei der Betrachtung des Sexualverhaltens keine "harten" Belege für das jeweilige Modell herauspringen. Umgekehrt kann ein Evolutionsmodell aber sehr wohl dadurch erschüttert werden, daß es in seinem Rahmen nicht gelingt, eine Erklärung für Besonderheiten der menschlichen Sexualität zu liefern. Diese Erklärung baut jedoch ebenso auf dem jeweiligen Evolutionsmodell auf, wie dieses seinerseits auf dem zugrundeliegenden Primatenmodell aufbaut.

Ein Primatenmodell kann sich innerhalb eines Evolutionsmodells lediglich bewähren. Es kann nicht "bewiesen" werden, da es seinerseits zu den Grundannahmen des Evolutionsmodells zählt. Ebenso bietet sich bei der Erklärung des natürlichen Sexualverhaltens eine Gelegenheit für das Evolutionsmodell sich zu bewähren, ohne daß es dabei tatsächlich bewiesen werden kann. Wenn man erst einmal in die Logik einer Argumentationsführung eingetaucht ist, erliegt man sehr leicht der Versuchung zu vergessen, wie gering die Beweiskraft der verwendeten Argumente ist und nimmt dann nicht mehr wahr, auf welchem unsicherem Boden man sich bewegt. Sehr heikel wird dies dann vor allem für Modelle der Hominidenevolution, die in erster Linie auf Annahmen über Veränderungen im Bereich des Sexualverhaltens und der damit in engem Zusammenhang stehenden Organisationsstruktur der Gruppenverbände aufbauen. Diese Annahmen, denen möglicherweise ursprünglich nicht mehr zugrunde liegt, als traditionelle Moralvorstellungen, erfahren durch eine geeignete Auswahl in der Gegenwart

beobachteter Verhaltensweisen eine scheinbare Bestätigung und erwecken dann den Anschein hinreichend begründete wissenschaftliche Hypothesen zu sein.

Das SWAK-Modell gibt mehrere wichtige Hinweise auf das Sexualverhalten der menschlichen Vorfahren in dem darin behandelten Entwicklungszeitraum:

- > Die Australopithecinenphase der Hominidenevolution war durch eine ständige Verbesserung der Werfer-Qualitäten gekennzeichnet und mündete im hochspezialisierten *Homo erectus*, der bereits vor 1,8 MJ einen für das Werfen voll optimierten Körperbau aufwies. Im Bereich des Sexualverhaltens erwuchs daraus vor allem ein gravierendes Problem bei der Annäherung potentieller Geschlechtspartner aus verschiedenen Gruppen.
- > Die vor 1,8 MJ mit dem *Homo erectus* einsetzende Homo-Phase der Hominidenevolution war vor allem durch artinterne Auseinandersetzungen und die Sprachentwicklung geprägt. Die durch den Körperbau des *Homo erectus* belegten Auseinandersetzungen, das Ausmaß des Geschlechtsdimorphismus und die nahe Verwandtschaft zum *Pan troglodytes* legen die Annahme nahe, daß die Gruppenstruktur des *Homo erectus* ähnlich wie bei Schimpansen im Prinzip multimaskulin war und auf der Kooperation verwandter Männer basierte.
- > Infolge der Auseinandersetzungen wuchs sicher der Hang zur Fremdenfeindlichkeit. Die Fremdenfeindlichkeit machte einerseits eine Annäherung im Vorfeld des Kennenlernens potentieller Geschlechtspartner noch schwieriger und baute andererseits zusammen mit der Sprachentwicklung und der darauf aufbauenden kulturellen Entwicklung zusätzliche Hürden (Pseudospeziation) auf, die fremde Frauen bei der Integration in eine neue Gruppe überwinden mußten.

Alles in Allem hatten die einzigartigen Anpassungsleistungen der Hominiden massive und in der Tierwelt ebenfalls einzigartige Rückwirkungen auf den Bereich der Fortpflanzung. Vergleiche mit anderen Tieren und insbesondere mit entwicklungsgeschichtlich so weit entfernten, wie z.B. Vögeln, helfen daher nicht weiter, wenn man versucht, die Eigenschaften des Menschen aufzuklären, in denen er deutlich vom *Pan troglodytes* abweicht. Erschwerend kommt hinzu, daß das Sexualverhalten beim Menschen ganz offensichtlich nicht nur der Fortpflanzung diene, sondern darüber hinaus soziale Aufgaben übernommen hatte, wie wir sie sonst nur beim Bonobo in ähnlichem Ausmaß vorfinden.

5.2 Menschliche Besonderheiten im sexuellen Bereich

Im Bereich der menschlichen Sexualität haben sich einige Anpassungen entwickelt, die recht ungewöhnlich anmuten und Anlaß zu den verschiedensten Hypothesen geboten haben. Recht deutliche Unterschiede im Vergleich zu Schimpansen scheinen dabei nahezuzeigen, daß die ursprüngliche Gruppenstruktur beim Menschen nicht multimaskulin gewesen sein kann. Da dies im Gegensatz zu meiner Auffassung steht, werde ich mich mit diesen Unterschieden zu befassen haben. Folgende menschlichen Eigenschaften müssen in einem Modell der natürlichen Sexualität des Menschen eine Erklärung finden:

- > Die Brüste der Frauen sind ständig vergrößert und werden von Männern als attraktiv empfunden. Bei Schimpansen sind große Brüste ein Zeichen der Unfruchtbarkeit, da sie nur bei säugenden Weibchen auftreten. In der Laktationsphase sind die Weibchen aber unfruchtbar und werden daher auch nicht als attraktiv empfunden.
- > Die weiblichen Brüste sind nur ein Teil der ungewöhnlichen Tatsache, daß beim Menschen die Frauen das "schöne Geschlecht" sind. In der Tierwelt sind es im allgemeinen die Männchen, die sich mit ansonsten nutzlosen Körperanhängen schmücken, um den Weibchen zu gefallen. Eine elementare Begründung erfährt dies im unterschiedlichen Fortpflanzungspotential von Weibchen und Männchen. Männchen können potentiell sehr viele Nachkommen zeugen, wobei das Investment in den einzelnen Nachkommen im allgemeinen ausgesprochen gering ist. Infolgedessen sind Männchen im allgemeinen auch nicht allzu wählerisch bei ihren Partnerinnen und legen es vor allem darauf an, möglichst viele Nachkommen zu zeugen. Weibchen investieren wesentlich mehr in den einzelnen Nachkommen. Ihr Verhalten zielt daher vor allem auf eine hohe Qualität des Erbgutes und sie sind ausgesprochen wählerisch in Bezug auf Geschlechtspartner.
- > Im Gegensatz zu Menschenaffenweibchen weisen Frauen ein Hymen (Jungfernhäutchen) auf, dessen einziger Zweck darin zu bestehen scheint, einem frisch gebackenen Ehemann einen Nachweis für die Unberührtheit seiner Gattin zu liefern.
- > Der Eisprung bei Frauen ist verdeckt. Schimpansinnen zeigen dagegen ihren Eisprung und damit ihre fruchtbaren Tage mit einer ausgeprägten Genitalschwellung an. Und die Männchen konkurrieren untereinander vornehmlich um den Zugang zu den jeweils fruchtbaren Weibchen. Dafür findet beim Menschen Geschlechtsverkehr unabhängig vom reproduktiven Zustand der Frauen statt, während *Pan troglodytes-Männchen* sich ausschließlich für Weibchen mit Genitalschwellung interessieren.
- > Im Gegensatz zu Schimpansen zeigen Menschen einen deutlichen Hang zu exklusiven Partnerbindungen mit einer ausgesprochenen Fixierung auf den jeweiligen Partner. Sie neigen mit anderen Worten dazu, sich zu verlieben und

dieses Verhaltensmuster ist offensichtlich kulturübergreifend und biologisch begründet.

- > Die Hoden sind bei Männern deutlich kleiner als die Hoden multimaskuliner Schimpansenmännchen.
- > Die hohe Bedeutung modischer Einflüsse auf die Beurteilung der Attraktivität potentieller Sexualpartner beim Menschen bedarf einer Erklärung. Die unmittelbare Bedeutung, die die Sexualität für den Fortpflanzungserfolg eines Individuums besitzt läßt eigentlich erwarten, daß die Partnerwahl strengen biologischen Kriterien folgen sollte. Daß die Mode nicht in allen menschlichen Gesellschaften eine hohe Bedeutung genießt, spielt dabei keine Rolle. Es muß erklärt werden, wie es überhaupt dazu kommen konnte, daß sie in einigen Gesellschaften eine so überaus große Rolle spielt.

Eine ganze Reihe menschlicher Eigenschaften scheint also gegen meine Annahme zu sprechen, daß der Mensch - und ich meine damit ja durchaus auch noch den *Homo sapiens* bis zum Einsetzen des Jungpaläolithikums - ursprünglich in multimaskulinen Gruppen organisiert war. Um aufzuzeigen, daß dies dennoch durchaus denkbar - und im Rahmen des SWAK-Modells auch naheliegend - ist, werde ich als Erstes eine neue Erklärung für die Funktion der menschlichen Neigung, sich zu verlieben anbieten und damit das wohl schärfste Argument gegen eine multimaskuline natürliche Gruppenorganisation des Menschen aus dem Weg räumen. Meine Erklärung ergibt sich direkt aus dem SWAK-Modell.

Darauf basierend werde ich - gestützt auf die Beobachtungen beim *P an troglodytes* und Implikationen des SWAK-Modells - ein Bild davon entwerfen, wie die menschlichen Fortpflanzungsstrategien ausgesehen haben könnten, bevor das Sexualverhalten massiv kulturell reglementiert wurde.

Anschließend werde ich zu einzelnen Aspekten des menschlichen Körperbaus und Sexualverhaltens Stellung nehmen, um das Bild abzurunden.

5.3 Warum wir uns verlieben

Das wohl stärkste Argument gegen eine multimaskuline, natürliche Sexualorganisation des Menschen ist die Tatsache, daß wir uns verlieben. Das Verlieben dient ganz offensichtlich als Mittel, um exklusive Paarbindungen zu erstellen (Grammer, 1993) und paßt bei einer ausgesprochen promiskuitiven Gesellschaft nach Schimpansenart auf den ersten Blick schlecht ins Bild. Exklusive Beziehungen zwischen zwei nicht verwandten Individuen spielen jedoch auch bei den Schimpansen eine wichtige Rolle.

Schimpansenhorden sind einerseits untereinander verfeindet, andererseits sind sie darauf angewiesen, miteinander Weibchen auszutauschen, um Inzest in Grenzen zu halten. Junge Schimpansenweibchen fühlen sich offensichtlich von fremden Männchen angezogen und suchen die Grenzgebiete auf, um Kontakt aufzunehmen. Männchen fühlen sich ihrerseits von jungen, fremden Weibchen besonders stark angezogen. Im Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen zwischen den freilebenden Schimpansen am Gombe erwähnt Jane Goodall gleich zwei Fälle, in denen junge, paarungswillige Weibchen bei den Männchen der Nachbargruppe wesentlich größeres Interesse weckten, als bei den Männchen der eigenen Gruppe (Goodall, 1986).

Weibchen, die die Gruppe wechseln, verfügen in der neuen Gruppe über keine sozialen Verflechtungen, und werden, vor allem durch die altangesessenen Weibchen, angefeindet. Erleichtert wird der Übergang dadurch, daß sich das Weibchen einen Beschützer sucht. Dazu schreibt Jane Goodall: „Junge, immigrierende Weibchen müssen viel Feindseligkeiten seitens der älteren Weibchen aushaken. Sie werden z.T. verfolgt und angegriffen; häufig wird so ein Kampf von anwesenden Männchen beendet. Bei der Verfolgung durch drei Weibchen flüchtete Patti in die Richtung, wo Männchen sich aufhielten und blieb in der Nähe ihres „Retters“. Einen Monat später groomte sich Patti mit ihren einstigen Feindinnen“ (Goodall, 1986).

Bei den gewöhnlichen Schimpansen ist es ein Männchen, das das neue Weibchen gegen die anderen in Schutz nimmt, bei den Bonobos sucht sich die Neue ein ranghohes Weibchen, baut zu diesem unter Verwendung des G-G-Rubbing - der für Bonoboweibchen typischen Form homosexuellen Geschlechtsverkehrs - eine enge Bindung auf und wird dafür vor den anderen Gruppenmitgliedern in Schutz genommen (de Waal, 1995).

Bis zum Jungpaläolithikum lebten Menschen in Gruppen, deren Größe wohl kaum jemals 40 Individuen übertraf (Trinkaus & Shipman, 1993). Diese Gruppen waren dem SWAK-Modell zufolge noch wesentlich stärker untereinander verfeindet als Gruppen rezenter Schimpansen und verfügten vermutlich schon vor 300 000 Jahren über ein voll entwickeltes Sprachvermögen. Bei so kleinen Gruppen kann die Fortpflanzung unmöglich ausschließlich innerhalb der Gruppen stattgefunden haben - eine so ausgeprägte Inzucht hätte das Erbmaterial schwer geschädigt und

vermutlich auch zu Unfruchtbarkeit geführt. Es mußten also auch bei Hominiden bis hin zum modernen Menschen Frauen zwischen verfeindeten Gruppen ausgetauscht werden. Damit unterschieden sich die Verhältnisse im Bereich des Sexualverhaltens elementar von den Verhältnissen, die heute bei Jäger- und Sammlergruppen beobachtet werden können. Verbindungen innerhalb des politischen Verbandes, wie sie heute die Regel sind, wären automatisch Verbindungen mit nahen Verwandten gewesen und hätten zu einer entsprechend hohen genetischen Belastung des daraus hervorgegangenen Nachwuchses geführt.

Das heißt, daß junge Frauen es noch vor 70 000 Jahren fertigbrachten, unter den eifersüchtigen Blicken der Männer ihrer Geburtsgruppe zu einem benachbarten Verband zu wechseln, in dem eine andere Sprache gesprochen wurde, andere Sitten herrschten und dessen Männer ihnen aus Erzählungen als brutale, hinterlistige Mörder bekannt waren - eigentlich eher Tiere als Menschen. Gefährliche Bestien, zu denen man besser grundsätzlich einen Abstand hielt, der ihre Wurfreichweite deutlich übertraf. Von der anderen Seite betrachtet wurden regelmäßig junge Frauen in fest gefügte, ethnozentrische Gemeinschaften integriert, obwohl sie weder Kenntnisse der Sprache noch der Bräuche der Gruppen mitbrachten und offensichtlich von verhaßten Feinden abstammten, mit denen man noch so manche Rechnung zu begleichen hatte.

Legt man für den Menschen eine schimpansenähnliche Gruppenstruktur zugrunde, so ist zu erwarten, daß junge Frauen sich für den Gruppenwechsel einen Beschützer aus der neuen Gruppe suchten und mit diesem unter Einsatz der Sexualität eine enge Bindung eingingen. Und dieser Fremde mußte seinerseits ebenfalls eine um so stärkere Bindung zu seinem Protege eingehen, je größer die mit der Gruppeneinführung verbundenen Schwierigkeiten waren. Eine fremde Frau, die die Sprache der neuen Gruppe nicht beherrschte, blieb lange fremd und bot immer wieder Anlaß für Anfeindungen. Die Unkenntnis der Sitten und Gebräuche der neuen Gruppe bereitete ebenfalls Schwierigkeiten bei der Integration. Daraus ergab sich für *Homo* bei entwickeltem Sprachvermögen eine Übergangszeit in der Größenordnung von Jahren, in der die Neue einer zuverlässigen Unterstützung innerhalb der Gruppe bedurfte, deutlich länger als eine Schimpansin, die innerhalb eines Monats integriert werden kann.

Die menschliche Neigung sich zu verlieben findet also eine funktionale Erklärung, wenn man die zusätzlichen Schwierigkeiten berücksichtigt, mit denen Frauen im Vergleich zu Schimpansinnen in ursprünglichen, menschlichen Gesellschaften beim Gruppenwechsel infolge des ausgeprägteren Fremdenhasses, des Einsatzes einer Distanzwaffe und der Sprachfähigkeit konfrontiert wurden. Männer, die dazu neigten sich emotional stark an junge Frauen zu binden, mit denen sie nicht aufgewachsen waren, brachten die nötige Motivation mit, um der Frau in der mehrjährigen Integrationsphase zuverlässig zur Seite zu stehen. Frauen lieferte die Verliebtheit die nötige Motivation, um sich auf das gefährliche und mit vielen Unannehmlichkeiten verbundene Abenteuer eines Gruppenwechsels einzulassen.

vermutlich auch zu Unfruchtbarkeit geführt. Es mußten also auch bei Hominiden bis hin zum modernen Menschen Frauen zwischen verfeindeten Gruppen ausgetauscht werden. Damit unterschieden sich die Verhältnisse im Bereich des Sexualverhaltens elementar von den Verhältnissen, die heute bei Jäger- und Sammlergruppen beobachtet werden können. Verbindungen innerhalb des politischen Verbandes, wie sie heute die Regel sind, wären automatisch Verbindungen mit nahen Verwandten gewesen und hätten zu einer entsprechend hohen genetischen Belastung des daraus hervorgegangenen Nachwuchses geführt.

Das heißt, daß junge Frauen es noch vor 70 000 Jahren fertigbrachten, unter den eifersüchtigen Blicken der Männer ihrer Geburtsgruppe zu einem benachbarten Verband zu wechseln, in dem eine andere Sprache gesprochen wurde, andere Sitten herrschten und dessen Männer ihnen aus Erzählungen als brutale, hinterlistige Mörder bekannt waren - eigentlich eher Tiere als Menschen. Gefährliche Bestien, zu denen man besser grundsätzlich einen Abstand hielt, der ihre Wurfreichweite deutlich übertraf. Von der anderen Seite betrachtet wurden regelmäßig junge Frauen in fest gefügte, ethnozentrische Gemeinschaften integriert, obwohl sie weder Kenntnisse der Sprache noch der Bräuche der Gruppen mitbrachten und offensichtlich von verhaßten Feinden abstammten, mit denen man noch so manche Rechnung zu begleichen hatte.

Legt man für den Menschen eine schimpansenähnliche Gruppenstruktur zugrunde, so ist zu erwarten, daß junge Frauen sich für den Gruppenwechsel einen Beschützer aus der neuen Gruppe suchten und mit diesem unter Einsatz der Sexualität eine enge Bindung eingingen. Und dieser Fremde mußte seinerseits ebenfalls eine um so stärkere Bindung zu seinem Protege eingehen, je größer die mit der Gruppeneinführung verbundenen Schwierigkeiten waren. Eine fremde Frau, die die Sprache der neuen Gruppe nicht beherrschte, blieb lange fremd und bot immer wieder Anlaß für Anfeindungen. Die Unkenntnis der Sitten und Gebräuche der neuen Gruppe bereitete ebenfalls Schwierigkeiten bei der Integration. Daraus ergab sich für *Homo* bei entwickeltem Sprachvermögen eine Übergangszeit in der Größenordnung von Jahren, in der die Neue einer zuverlässigen Unterstützung innerhalb der Gruppe bedurfte, deutlich länger als eine Schimpansin, die innerhalb eines Monats integriert werden kann.

Die menschliche Neigung sich zu verlieben findet also eine funktionale Erklärung, wenn man die zusätzlichen Schwierigkeiten berücksichtigt, mit denen Frauen im Vergleich zu Schimpansinnen in ursprünglichen, menschlichen Gesellschaften beim Gruppenwechsel infolge des ausgeprägteren Fremdenhasses, des Einsatzes einer Distanzwaffe und der Sprachfähigkeit konfrontiert wurden. Männer, die dazu neigten sich emotional stark an junge Frauen zu binden, mit denen sie nicht aufgewachsen waren, brachten die nötige Motivation mit, um der Frau in der mehrjährigen Integrationsphase zuverlässig zur Seite zu stehen. Frauen lieferte die Verliebtheit die nötige Motivation, um sich auf das gefährliche und mit vielen Unannehmlichkeiten verbundene Abenteuer eines Gruppenwechsels einzulassen.

Die männliche Vorliebe für Jugend ist laut Matt Ridley eine menschliche Eigenart. Es gäbe kein anderes bisher untersuchtes Tier, das davon mit ebensolcher Intensität besessen sei (Ridley, 1995). Zu der festen, jugendliche Frauenbrust überall auf der Welt das Interesse der Männer erweckt. Berichte, wonach die Männer gewisser Naturvölker diese Vorliebe nicht teilen, konnten laut Eibl-Eibesfeldt einer Nachprüfung nicht standhalten (Eibl-Eibesfeldt, 1995). Das Szenario des schwierigen Gruppenwechsels erklärt diesen Sachverhalt, denn schon bei den Schimpansen wechseln nur junge Weibchen die Gruppe.

Ich vermag jedoch nicht nachzuvollziehen, daß die Vorliebe für junge Frauen ein Hinweis auf die Anpassung an lebenslange Partnerbindungen sein soll, legt sie einem Mann doch eher nahe, seine jahrelange Partnerin wegen einer Jüngerer zu verlassen. Außerdem hätten vor allem die Frauen Wert darauf legen müssen, daß ihr Partner nicht zu alt war, da sie angeblich auf dessen Unterstützung bei der Kinderaufzucht angewiesen waren. Die Vorlieben der Frauen zeichnen jedoch eher das Bild eines etablierten, reifen Partners (Eibl-Eibesfeldt, 1995; Grammer, 1993; Ridley, 1995). Kombiniert man männliche und weibliche Vorlieben bei der Partnersuche und unterstellt, daß sie sich aus funktionellen Gründen entwickelt haben, so steht zu erwarten, daß die Verbindung einer 18-jährigen mit einem ranghohen, 30-jährigen früher sinnvoll gewesen ist. Unter Bedingungen, wie sie vor dem Jungpaläolithikum herrschten, waren 40 Jahre aber bereits ein stolzes Alter für einen Mann (Trinkaus & Shipman, 1993). Wenn er in diesem Alter starb und in der "Familie" bis dahin alles gut gegangen war, stand die Frau mit 28 Jahren und drei Kindern im Alter von 9, 5 und einem Jahr ohne Beschützer und Versorger da. Sie wies nach drei Schwangerschaften auch sicher nicht mehr die jugendlichen Attribute auf, die ihr leicht einen neuen Partner eingetragen hätten.

Beim Szenario des Gruppenwechsels sucht die Frau dagegen lediglich einen Partner für die nächsten Jahre, der ihr in der Übergangsphase den benötigten Schutz in der neuen Gruppe gewähren kann. Hierbei kommt es in erster Linie auf seine Stellung an und dafür ist ein höheres Alter von Vorteil. Der etablierte, noch gesunde 30-jährige war unter diesem Gesichtspunkt eine sehr gute Wahl. Die Geschichte von Romeo und Julia wäre vielleicht nicht so tragisch verlaufen, wenn Romeo kein grüner Junge mehr gewesen wäre, sondern ein Mann, dessen Wort in seinem Clan ein hohes Gewicht besaß.

Es mutet vielleicht unwissenschaftlich an, hier Shakespeare zu zitieren, wir sollten uns aber durchaus fragen, wieso sich Millionen von Menschen in verschiedenen Epochen mühelos mit diesem Liebespaar identifizieren konnten. Das könnte daran liegen, daß diese Liebesgeschichte unter "naturidentischen" Bedingungen abläuft, an die unsere Psyche Anpassungen aufweist. Die Funktion der Liebe bestand ursprünglich eben gerade darin, Geschlechtspartner aus verfeindeten Gruppen zusammenzubringen. Diese mußten sich dabei gegen den Widerstand ihrer sich untereinander befehdenden Angehörigen durchsetzen, der beim Menschen auch aus

sogenannten "vernünftigen" Argumenten bestand. Deswegen hat die Liebe auch die Kraft, die Liebenden „wider alle Vernunft" und gegen die Einwände ihnen nahestehender Bezugspersonen handeln zu lassen.

Einen deutlichen Hinweis darauf, daß die Neigung sich zu verlieben eine Eigenschaft ist, die im Zusammenhang mit dem Gruppenwechsel entwickelt wurde, stellt die Feststellung dar, daß Menschen nicht dazu neigen, sich in gute Bekannte zu verlieben. Dazu schreibt Irenäus Eibl-Eibesfeldt:

„Nun hatten bereits E. Westermarck (1894) und H. Ellis (1906) darauf aufmerksam gemacht, daß die sexuelle Attraktion zwischen Personen, die miteinander aufwuchsen, gering ist, ja, daß sich sogar eine sexuelle Aversion ausbildet, und zwar nicht nur bei Blutsverwandten. Das enge tägliche Zusammenleben in der Kindheit bestimmt das Verhalten. Diese Ansicht hat A. P. Wolf (1966, 1970) durch eine vergleichende Untersuchung zweier chinesischer Heiratsformen auf Formosa bekräftigen können. Die beiden nebeneinander vorkommenden Eheformen unterscheiden sich im wesentlichen darin, daß in dem einen Falle die Ehepartner als Erwachsene zusammengeführt und verheiratet werden, während bei der sim-pua genannten Ehe die Braut dem Bräutigam bereits im Kindesalter zugeführt, von dessen Familie adoptiert und mit diesem wie seine Schwester aufgezogen wird. Die Folge dieses gemeinsamen Heranwachsens ist häufig ein ausgeprägtes sexuelles Desinteresse. Diese Ehen zeichnen Mangel an sexueller Harmonie aus, sie sind langweilig und dementsprechend auch weniger fruchtbar. Die Ehen, deren Partner erst als Erwachsene heirateten, ergeben 30 Prozent mehr Kinder. Die Scheidungsrate der sim-pua-Ehen ist höher als die der anderen Eheform. Von 132 Kinderehen, die Wolf untersuchte, endeten 46,2 Prozent in Scheidung und Ehebruch gegenüber 10,5 Prozent von den 171 Erwachsenenehen. Man hat nun eingewendet, diese unterschiedlichen Ergebnisse könnten auf den niedrigen sozialen Status der Kinderehe zurückzuführen sein. A. P. Wolf (1974) untersuchte daher eine dritte chinesische Eheform, bei der sich der künftige Ehemann beim Vater der Braut zu Brautdiensten verpflichtet und beim Schwiegervater lebt, da er den Brautpreis nicht zahlen kann. Diese Eheform genießt ein äußerst geringes Ansehen, dennoch erweisen sich diese Ehen als überaus fruchtbar. Demnach kann es nicht der Status sein, der die Fruchtbarkeit der Partner reduziert.

Man hat auch die Vermutung geäußert, die geringe Fruchtbarkeit könnte auf die häufige Gleichaltrigkeit der sim-pua-Ehepartner zurückzuführen sein. Die Frau könnte sich dem Mann so leichter als gleichrangig widersetzen. Aber in der über Brautdienst gestifteten Ehe sind die Männer ihren Frauen ganz gewiß im Rang unterlegen, da die Frauen ja Eigentümer des Besitzes sind. Dennoch sind diese Ehen, wie gesagt, sehr fruchtbar. A. P. Wolf (1974) stellte schließlich eine lineare Beziehung zwischen dem Alter des Ehemannes zum Zeitpunkt der Adoption der Frau und der Scheidungsrate fest. War der Gatte zu diesem Zeitpunkt 4 Jahre alt oder jünger, dann endeten 16,4 Prozent der Ehen mit Scheidung. War er zum Zeitpunkt der Adoption seiner künftigen Frau zwischen 5 und 9 Jahre alt, dann endeten 12 Prozent der Ehen mit Scheidung. War er dagegen zu diesem Zeitpunkt bereits 10 Jahre alt oder darüber, dann sank die Scheidungsrate auf 5,4 Prozent! Das weist darauf hin, daß gemeinsames Aufwachsen während einer bestimmten Entwicklungsphase eine Verpaarungshemmung zur Folge

hat. Diese Annahme wird durch Angaben von J. McCabe (1983) über die FBD-Heiraten (Fathers Brothers Daughters) der in Bayt al-'asir (Libanon) lebenden Sunniten gestützt. Deren Männer bevorzugten die patrilinealen parallelen Basen als Heiratspartner. Sie wuchsen mit diesen in einem familialen Verband auf, freundschaftlich gebunden wie Geschwister. Die Ehen produzieren jedoch weniger Kinder und führen öfter zur Scheidung als andere Ehen.

Eine weitere Stütze für die Entwicklung einer Verpaarungshemmung bei gemeinsamem Aufwachsen bieten die Untersuchungen von J. Shepher (1971, 1983). Im Kibbuz wuchsen Kinder verschiedener Eltern, kommunal nach Altersklassen geordnet, in Gemeinschaftsräumen heran. Buben und Mädchen benutzen dabei die gleichen Duschen und Toiletten, und da man die sexuelle Diskriminierung auslöschen wollte, fand man, daß die Kinder sich auch ungezwungen nackt sehen und so mit der Andersgeschlechtlichkeit vertraut werden sollten. Bis zum Alter von 12 Jahren zeigten nun die Kinder keinerlei Befangenheit gegenüber Vertretern des anderen Geschlechts. Danach allerdings lehnten Mädchen den Kontakt mit den Jungen ab. Sie vermieden es, sich vor ihnen zu endkleiden, lehnten die gemeinsamen Duschen ab, kurz, sie zeigten alle Anzeichen der Scham, deren Entwicklung man eigentlich verhindern wollte (siehe oben). Ihr Interesse richtete sich ferner auf junge Männer, die nicht mit ihnen aufgewachsen waren. Nach der Pubertät legten sich die Spannungen zwischen den gemeinsam aufgezogenen Jungen und Mädchen. Die Beziehung wurde geschwisterlich freundlich. Gruppenmitglieder wurden allerdings nicht geheiratet. J. Shepher (1983) untersuchte 2769 Ehen von Personen, die im Kibbuz aufgewachsen waren. In keinem Fall hatten sich gemeinsam Aufgewachsene vermählt. Die Gruppenmitglieder betrachteten einander gewissermaßen als Bruder und Schwester, und zwar aufgrund eigener Wahl, ohne jeden äußeren Druck. Da die Kinder ja nicht blutsverwandt waren, hätten die Erwachsenen gegen Heiraten nichts einzuwenden gehabt, vielmehr wären solche innerhalb der Gemeinschaft durchaus erwünscht gewesen. Die Meidung erfolgte, weil die zusammen Aufgewachsenen einander sexuell nicht attraktiv fanden. J. Shepher entdeckte schließlich in seinem großen Datenmaterial 13 Ausnahmen, also Heiraten zwischen im gleichen Kibbuz herangewachsenen Gruppenmitgliedern. Eine genaue Analyse dieser Fälle ergab, daß bei all diesen Ausnahmen eine längere Unterbrechung des »geschwisterlichen« Zusammenlebens vor dem sechsten Lebensjahr nachzuweisen war. Shepher schließt daraus, daß es offenbar vor dem sechsten Lebensjahr eine sensible Periode gibt, in der man lernt, in wen man sich später nicht verliebt. Das paßt gut zu den genannten Beobachtungen von A. P. Wolf." (Eibl-Eibesfeldt, 1995)

Wir neigen also dazu, uns in Fremde zu verlieben und das, was den Männern dabei als Idealbild vorschwebt, ist eine Frau zwischen der Pubertät und dem ersten Kind (Ridley, 1995), also in der Lebensphase, in der ein Gruppenwechsel im Idealfall stattgefunden haben sollte und in der auch Schimpansenweibchen die Gruppe wechseln. Eine spätere Kontaktaufnahme mit einem fremden Männchen erscheint aus der Sicht des Weibchens mit Hinblick auf die Sicherheit des sie begleitenden Kindes nicht geraten. Dies erklärt allerdings nicht, warum Männer junge Frauen bevorzugen sollten. Hier verbirgt sich ein Problem, zu dessen Lösung ich an dieser

Stelle keine Vorschläge machen werde, da es mein Modell der natürlichen Sexualität des Menschen nicht betrifft. Ich gehe von einem schimpansenähnlichen natürlichen Sexualverhalten des Menschen aus und muß daher nicht die Übereinstimmungen erklären, sondern die Unterschiede. Schimpansenmännchen bevorzugen ganz offensichtlich junge, fremde Weibchen. Das Gleiche tun auch Männer und sie tun es wohl auch aus den gleichen Gründen - welche dies auch sein mögen.

Für die Eheschließung sucht man sich heute sicherlich mindestens ebenso gründlich und - soweit es sich um eine Liebesheirat handelt - vornehmlich nach den gleichen Kriterien einen Partner, wie früher für den Gruppenwechsel. Im Gegensatz zum urzeitlichen Gruppenwechsel ist die moderne Heirat mit einem Fremden mit keinen schwerwiegenden Nachteilen verbunden. Die Frau geht dabei in der Regel weder ein Risiko für Leib und Leben ein, noch verliert sie ihre sozialen Verflechtungen. Insofern verwundert es nicht, daß sich die im Kibbuzim in engem Kontakt zueinander Aufgewachsenen ausschließlich fremde Ehepartner suchten. Dies als Hinweis auf ein biologisches "Inzesttabu" zu werten, wie dies oben geschieht, halte ich mit einem Seitenblick auf die Schimpansen für etwas überzogen. Auch Schimpansen haben eine Vorliebe für fremde Sexualpartner (für die Weibchen gilt das nur bis zur Geburt des ersten Kindes). Das heißt aber nicht, daß Gruppenmitglieder als Sexualpartner gemieden werden. Es geht wohl weniger darum, Fortpflanzung mit Verwandten generell auszuschließen, als darum, die Folgen von Inzest durch gelegentlichen Sexualkontakt mit Fremden oder regelmäßige Gruppenwechsel durch junge Weibchen in einem erträglichen Rahmen zu halten.

5.4 Menschliche Fortpflanzungsstrategien

Bevor ich mich in Spekulationen über die Fortpflanzungsstrategien verliere, die der natürlichen Sexualität des Menschen zugrunde gelegen haben mögen, muß ich auf eine Frage eingehen, die interessanterweise bisher in der Regel nicht in der Art beantwortet wurde, die ich für ausgesprochen naheliegend halte. Es geht um die Vorliebe der Männer für die "schlanke Linie" bei Frauen. Es ist zwar richtig, daß Schönheitsideale modischen Einflüssen unterliegen, sie tun es jedoch in gewissen Schranken. Männer bevorzugen ganz offensichtlich im allgemeinen Frauen, deren Taillenumfang geringer ist als Brust- und Beckenumfang (dies sind übrigens in aller Regel junge Frauen). Nach Grammer werden „Figuren mit einem normalen Körpergewicht und einem Taillen-Hüft-Verhältnis von 0,7 bevorzugt, Extreme werden abgelehnt" (Bild 14).

Eine ganze Reihe von Hypothesen ist aufgestellt worden um zu erklären, inwiefern Frauen mit schlanker Taille sich in einem reproduktiven Vorteil befinden könnten (Ridley, 1995; Grammer, 1993), denn dies ist aus evolutionsbiologischer Sicht die nächstliegende Erklärung für die Entwicklung einer entsprechenden Vorliebe bei den Männern. Dabei wurde ausgerechnet der Vorgang, der unter natürlichen Bedingungen sicher am ehesten in der Lage war, einer Frau die Figur zu "verderben" und der gleichzeitig in einem unleugbaren Zusammenhang mit der Fortpflanzung steht, schlicht ignoriert - die Schwangerschaft.

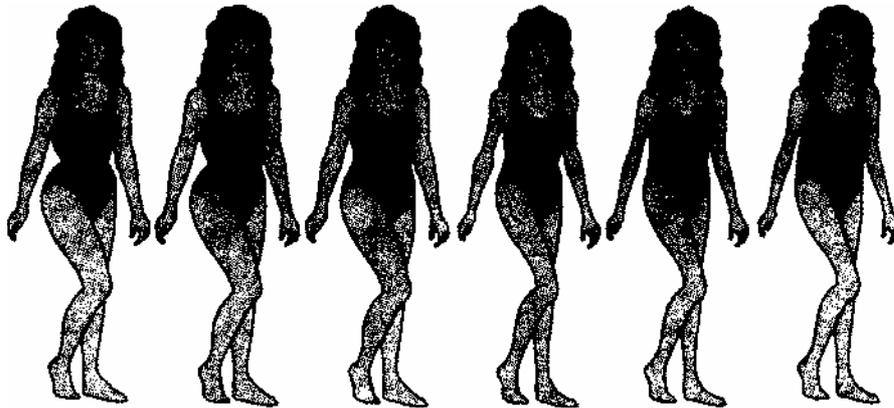


Bild 14: Diese Attrappen wurden von Singh Männern zur Beurteilung der weiblichen Attraktivität vorgelegt, sie sind von links nach rechts gemäß der beurteilten Attraktivität geordnet. Manipuliert wurde die Weite der Taille. (Bildquelle: Grammer, 1993).

Erst in unserer modernen Gesellschaft stehen Frauen in Form von billigen Kalorien die Mittel zur Verfügung um ihre Körperproportionen ähnlich nachhaltig zu verändern, wie es eine Schwangerschaft seit jeher tut. Wenn Männer Frauen mit

schlanker Taille bevorzugen, dann tun sie dies in dem Bemühen, Frauen zu meiden, die bereits schwanger sein könnten. Und der Grund für derartiges Verhalten liegt auch auf der Hand. Denn wenn die Frau bereits schwanger ist, dann wird der Mann zumindest beim nächsten Kind nicht Vater sein können. Derartige Verhältnisse führen im Tierreich nicht bloß zur Meidung trächtiger Weibchen, die in aller Regel sexuell weder aktiv noch attraktiv sind, sondern sogar zur Tötung abhängiger Jungtiere, die die Mütter daran hindern bald wieder empfänglich zu werden. Bei Löwen und auch bei einigen Harems bildenden Primatenarten geht die Übernahme eines Harems häufig mit der Tötung abhängigen Nachwuchses einher (Voland, 1993).

Auch bei unseren nächsten lebenden Verwandten, den Schimpansen konnte mehrmals beobachtet werden, daß Männchen die Jungen fremder Weibchen töteten und teilweise sogar anfraßen. Es ist allerdings in diesen Fällen zu bezweifeln, daß dies geschah, um mit den Weibchen möglichst bald eigene Kinder zeugen zu können. Bei Schimpansen scheinen die Verhältnisse etwas komplizierter zu sein.

Da bei Schimpansen die Weibchen die Geburtsgruppe verlassen und dies meinem Ansatz zufolge ursprünglich auch beim Menschen die Frauen taten, kam es natürlich zu keinen Haremsübernahmen beim Menschen. Statt dessen führten die Männer einzelne Frauen in die Gruppe ein und mußten zusehen, daß sie bei diesem Prozeß reproduktiv auf ihre Kosten kamen (s.u.). Gerade bei der Einführung fremder Frauen in die eigene Gruppe investierten Männer relativ viel und mußten darauf achten, daß ihre Partnerin nicht bereits von einem anderen Mann ein Kind erwartete. Auch innerhalb der Gruppe lohnte es sich, aus Rücksicht auf die eigenen Fortpflanzungsinteressen auf den reproduktiven Status der Frauen zu achten, die man besonders umwarb. Sicher ist es nicht besonders höflich, die Vorstellung zu verbreiten, daß es ganz natürlich ist, daß schwangere Frauen für Männer deutlich an Attraktivität verlieren. Auch mögliche gesellschaftliche Implikationen tauchen sofort vor dem geistigen Auge auf und warnen vor dem Betreten solch gefährlichen Terrains. Man braucht nur an die bei der schwarzen Bevölkerung der Vereinigten Staaten unter den Männern weit verbreitete Praxis zu denken, ihre Partnerin zu verlassen, sobald diese ein Kind erwartet. Nach dem oben gesagten, erscheint dies als ein ausgesprochen "natürliches" Verhalten, womit automatisch - wenn auch unbegründet - der Vorwurf auftaucht, solches Verhalten rechtfertigen zu wollen.

Ich bin der Meinung, daß ein verbessertes Verständnis der menschlichen Natur deutlich höher zu bewerten ist als derartige Bedenken. Die wissenschaftliche Diskussion sollte nicht unter der Scheu leiden, Auswirkungen der Schwangerschaft auf die männliche Einschätzung der weiblichen Attraktivität zu thematisieren. Außerdem habe ich nie behauptet, daß "natürlich" automatisch auch "gut" ist. Für jeden halbwegs zivilisierten Menschen ergibt sich aus dem SWAK-Modell eher das Gegenteil, da es nahelegt, Fremdenfeindlichkeit und Bereitschaft zur Tötung von Artgenossen als natürliche Prädispositionen des Menschen zu interpretieren.

Wie sahen nun die Fortpflanzungsstrategien beim Menschen aus, bevor die

Sexualität kulturell reglementiert wurde? Bei dem Versuch, diese Frage zu beantworten, gehe ich hier von folgenden Bedingungen aus:

- > die benachbarten Gruppen waren klein, untereinander verfeindet und basierten auf der Kooperation untereinander verwandter Männer
- > die Gruppen verfügten über - in der Regel verschiedene - Sprachen
- > die Ovulation war verdeckt

Welche Fortpflanzungsstrategie ein Mensch verfolgte, hing vom Geschlecht, Alter und der sozialen Stellung ab. Primäre Ziele waren die Zahl und Qualität eigener Nachkommen, vor allem für die Männer kam die Unterstützung der Verwandten hinzu.

Eine junge Frau, die noch keine Kinder hatte, stand ebenso wie rezente Schimpansenweibchen vor der Wahl, die Geburtsgruppe zu verlassen oder in ihr zu verbleiben. Für das Verlassen der Gruppe sprach die unbewußte Möglichkeit, die Qualität des Nachwuchses durch Inzestvermeidung zu verbessern. Dagegen sprachen die offensichtlichen Gefahren beim Gruppenwechsel - der auch von den Männern der eigenen Gruppe sicherlich nicht toleriert wurde - und die Notwendigkeit, sich in der neuen Gruppe neue soziale Bindungen aufzubauen. Vermutlich gab es zu jeder Zeit sowohl Frauen, die ihre Geburtsgruppe verließen, als auch solche, die darin verblieben. Je weniger Frauen sich bereit fanden die Gruppe zu wechseln, desto mehr litt ihre Fitneß infolge von Inzest und um so höher wurde der Gewinn derjenigen, die die Gruppe doch wechselten. Daher kam es wahrscheinlich zu keiner Zeit dazu, daß gar keine Frauen die Gruppen wechselten. Erst nach dem Übergang zum Jungpaläolithikum wurden die politischen Verbände so groß, daß genetischer Austausch mit verfeindeten Gruppen weitgehend unterbleiben konnte.

Eine Frau, die in ihrer Geburtsgruppe über geringen sozialen Rückhalt verfügte, weil sie keine angesehenen Brüder (gemeint sind hier Halbbrüder, mit denen sie von klein auf über die gemeinsame Mutter verbunden war) hatte und ihre Mutter entweder tot war, oder einen niedrigen sozialen Rang bekleidete, hatte wenig zu verlieren und sollte es von vorn herein auf einen Gruppenwechsel angelegt haben. In der eigenen Geburtsgruppe sollte sie sexuell ausgesprochen zurückhaltend gewesen sein, denn eine verfrühte Schwangerschaft hätte ihre Chancen auf einen Gruppenwechsel deutlich verschlechtert. Sie sollte bei einem potentiellen Partner aus einer Nachbargruppe besonders hohen Wert auf eine starke Position in seiner Gruppe und auf Verlässlichkeit gelegt haben. Bei der Kontaktaufnahme sollte sie versucht haben, das Investment ihres Partners zu erhöhen, um sicherzustellen, daß er einen langen Atem hatte und "es wirklich ernst meinte". Immerhin stand sie im Begriff sich auf ein gefährliches Abenteuer einzulassen und würde im Falle eines Gruppenwechsels für einen langen Zeitraum seiner Unterstützung bedürfen. Zu dem Partner, dem sie dann im Endeffekt folgte, baute sie eine intensive emotionale Bindung auf.

Eine Frau, die sich tatsächlich auf einen Gruppenwechsel einließ, mußte mit ihrem Verhalten der Gefahr begegnen, von dem Mann getäuscht zu werden. Wenn seine soziale Stellung in seiner Gruppe in Wirklichkeit nur schwach war, wurde die Situation für sie schwierig. Ranghöhere Männer zeigten dann garantiert ebenfalls Interesse für die "Neue" und brachten die Frau in eine Zwickmühle. Zu einem ranghöheren Mann nachträglich überzuwechseln war problematisch, da dieser sich bestimmt dessen bewußt blieb, daß sie von einem anderen eingeführt worden war. Das konnte seine Bindung schwächen, wohinter sich die Möglichkeit verbarg, daß sie bereits vom ersten Partner schwanger war, so daß das Investment des Zweiten an die falsche Adresse ging. Es konnte ihr dann leicht passieren, daß sie bereits im Verlauf der ersten Schwangerschaft ohne schützenden Partner in der neuen Gruppe dastand. Das Festhalten am ersten Partner konnte jedoch ebenso schwer werden, da dieser bestimmt anhaltenden Demütigungen durch Ranghöhere ausgesetzt wurde, die versuchten, sich in den Augen der Neuen zu profilieren. Es ist fraglich, ob er ihr unter solchen Bedingungen den benötigten Schutz bieten konnte.

Vielleicht sind hier ein paar Worte am Rande angebracht, um das Verständnis zu erleichtern. All die Probleme, denen eine junge Frau mit ihrem Verhalten gerecht werden mußte, waren dieser Frau in der Regel gar nicht bewußt. So hatten die Frauen wohl kaum klare Vorstellungen von den Folgen von Inzest. Ihr Fortpflanzungserfolg hing jedoch unmittelbar davon ab, ob sie sich in einer Weise verhielten, die Inzest in einem vertretbaren Rahmen hielt. Frauen, die Neigungen entwickelten, die sie "richtig" handeln ließen, wurden durch die Selektion bevorzugt und bestimmten die Eigenschaften folgender Generationen. So setzten sich in der Population Frauen durch, die dazu neigten fremden Männern gegenüber sehr intensive Gefühle zu entwickeln.

Die offensichtliche Motivation dafür, einem solchen Mann ungeachtet aller Schwierigkeiten in seine Gruppe zu folgen, lieferte die Verliebtheit der Frau. Man neigt daher dazu in der Verliebtheit die Ursache und im Gruppenwechsel die Folge zu sehen. Auf der psychologischen Betrachtungsebene ist dies auch korrekt. Wenn man sich jedoch auf die evolutionsbiologische Betrachtungsebene begibt, dann sieht es ganz anders aus. Der Gruppenwechsel ist nun die entscheidende Verhaltensweise und die Neigung sich in Fremde zu Verlieben ist eine Eigenschaft, die sich im Laufe der Evolution entwickelte, damit diese Verhaltensweise hinreichend oft praktiziert wurde. Auf dieser Betrachtungsebene, auf der in diesem Buch grundsätzlich argumentiert wird, ist also der Gruppenwechsel die Ursache und die Verliebtheit die Folge.

Das Verhalten der Männer in Bezug auf junge, eingewanderte Frauen lief vielleicht nach ähnlichen Regeln ab, wie das Verhalten von Schimpansen, wenn es um sehr begehrte Güter geht, auf die ein bestimmtes Männchen durch besondere Leistungen einen besonderen Anspruch erheben kann. Schimpansen haben nämlich durchaus so etwas, wie einen Eigentumsbegriff. Wenn es um erbeutetes Fleisch geht, das unter Schimpansen in höchstem Maße begehrt ist, dann sind die erfolgreichen Jäger

durchaus bereit, dieses auch gegen ranghöhere Gruppenmitglieder zu verteidigen. Sie haben damit auch durchaus Erfolg, wenn der Unterschied in der Rangfolge nicht zu hoch ist. Die ranghöheren Männchen scheinen zu spüren, daß der "Eigentümer" des Fleisches in einem weit höheren Maß zu einer Auseinandersetzung motiviert ist, als zum Beispiel im Zusammenhang mit einer Imponierveranstaltung. Unter solchen Umständen könnte eine Auseinandersetzung unkontrolliert eskalieren und zu ernsthaften Verletzungen führen. Einen so hohen Preis für das Fleisch zu bezahlen sind die ranghöheren Männchen anscheinend denn doch nicht bereit. Ein ähnliches Verhalten wurde am Gombe einmal im Zusammenhang mit einem Paarungsausflug beobachtet. Hier war ein Schimpansenmännchen, dem es gelungen war ein rosiges Weibchen fern vom Zentrum des Gruppenterritoriums für sich allein zu haben so hoch motiviert, dieses Vorrecht zu verteidigen, daß ein ranghöheres und offensichtlich ebenfalls sehr interessiertes Männchen einer Auseinandersetzung aus dem Weg ging und auf die Möglichkeit sich fortzupflanzen verzichtete (Goodall, 1993). Da ein verliebter Mann in der Regel in höchstem Maße motiviert ist, keinen anderen Männern zu gestatten mit seiner Geliebten intim zu werden, ist es durchaus denkbar, daß Männer die einen hohen Rang einnahmen, in der Lage waren auch einen höherrangigen Mann von ihrer Geliebten fernzuhalten.

Eine junge Frau, die in ihrer Geburtsgruppe gut etabliert war, weil ihre Mutter und ihre Brüder hohe soziale Stellungen einnahmen, sollte weniger dazu geneigt haben die Gruppe zu wechseln, als eine Frau aus schlechten Verhältnissen, da die Stellung innerhalb der Gruppe sich auf die Ressourcenverteilung und damit die Fähigkeit auswirkte, Kinder aufzuziehen. Dennoch suchte diese Frau vermutlich die potentiell gefährliche Annäherung an fremde Männer, um zumindest beim ersten Kind Inzest zu vermeiden. Es war ihr aber nicht besonders wichtig, wie gut ihr Gegenüber in seiner Gruppe etabliert war. Sie ließ sich auch schon mal auf eine flüchtige Romanze ein und achtete mehr auf äußerliche Attribute, die auf die Qualität des Erbgutes schließen Hessen, als auf den momentanen sozialen Rang ihres Partners in seiner Gruppe.

Als Modell für eine solche Frau könnte die Gombe-Schimpansin Fifi dienen, deren Entwicklung von klein auf beobachtet worden ist. Fifi stammt von Flo ab, die ihrerzeit das ranghöchste Weibchen der Gruppe war. Mit Faben und Figan hatte Fifi auch zwei ranghohe Brüder in ihrer Geburtsgruppe - Figan war sogar über mehrere Jahre hinweg Alpha-Männchen der Gruppe und nach Jane Goodalls Aussage sogar der mächtigste Alpha in der Geschichte der Beobachtungen am Gombe (Goodall, 1993). Fifi war also so eine Art Schimpansenprinzessin. Sie blieb in ihrer Geburtsgruppe und wurde - wahrscheinlich nicht zuletzt infolge ihrer Zugehörigkeit zu einer starken Familie (bei Schimpansen ist der Begriff der Familie durchaus angebracht und wird von Jane Goodall auch genutzt, man sollte jedoch beachten, daß in einer Schimpansenfamilie die Rolle des Vaters nicht besetzt ist) - zur erfolgreichsten Mutter, die man am Gombe je beobachtet hat. Jane Goodall ist

sich jedoch ziemlich sicher, daß Fifis erstes Kind von einem fremden Männchen gezeugt worden ist, denn Fifi hat in der Zeit, in der sie befruchtet worden ist, einen Ausflug in das Territorium einer Nachbargruppe unternommen.

Neben der eigenen sozialen Stellung in der Geburtsgruppe spielte sicherlich auch die "allgemeine politische Lage" eine Rolle dabei, ob eine junge Frau geneigt war die Gruppe zu wechseln. Es war sicherlich sinnvoll von einer schwachen, vom Untergang bedrohten Gruppe zu einer überlegenen Nachbargruppe zu wechseln. Darauf, daß es mit der eigenen Gruppe schlecht bestellt war, gab es sicher eine ganze Reihe von Hinweisen, die bei den jungen Frauen die Bereitschaft steigerten, die Geburtsgruppe zu verlassen:

- > Verluste in Auseinandersetzungen mit Nachbargruppen häuften sich.
- > Die Männer durchstreiften nur noch ein kleines Gebiet und verloren an Selbstsicherheit.
- > Fremde Männergruppen drangen bis ins Kerngebiet der bedrängten Gruppe vor und veranstalteten dort Imponierveranstaltungen und die eigenen Männer verhielten sich dabei still und ängstlich, anstatt die Herausforderung anzunehmen.
- > Die Ressourcen wurden knapp, da es schwerfiel sich in dem eingeschränkten Territorium ausreichend zu versorgen.

In einer solchen Situation wäre Loyalität der eigenen Gruppe gegenüber für eine junge Frau, die prinzipiell die Möglichkeit hatte die Gruppe zu wechseln, unter evolutionsbiologischen Gesichtspunkten unsinnig. Die Frau sollte im Gegenteil um so mehr dazu neigen, sich in Männer feindlicher Gruppen zu verlieben, je überlegener diese auftraten.

Frauen, die bereits Kinder hatten und sich einen Gruppenwechsel oder auch nur die Begegnung mit einem Fremden aus Rücksicht auf das sie begleitende Kind nicht leisten konnten, fanden ihre Partner für die Fortpflanzung innerhalb der Gruppe, in der sie nun lebten und orientierten sich dabei in erster Linie an der Rangordnung unter den Männern. Ranghohe Männer versprachen qualitativ gutes Erbgut und konnten bei den Frauen in der Regel mit Interesse rechnen. Einen gewissen Vorteil genoß sicherlich auch der Mann, der sie in die Gruppe eingeführt hatte, da dieser Prozeß mit einer sehr starken emotionalen Bindung einherging und ein mehrjähriges, sehr nahes Verhältnis zwischen den Beiden einschloß. Die beiden Partner genossen deswegen sicherlich für das restliche Leben eine Sonderstellung in den Augen des jeweils Anderen.

Man sollte jedoch in einer von kriegerischen Männern dominierten Gruppe die Wahlfreiheit der Frau unter möglichen Fortpflanzungspartnern nicht überschätzen. Eine Frau, um die ranghohe Männer buhlten, konnte sich wohl kaum einem unbedeutenden Schönling zuwenden.

Die Verhältnisse bei den Männern waren insofern interessanter, als bei ihnen die

Zahl der Nachkommen wesentlich stärker variieren konnte. Hier hatte die Rangordnung einen starken Einfluß auf den Fortpflanzungserfolg. Schimpansenmännchen orientieren sich an der Genitalschwellung der Weibchen und konkurrieren deswegen besonders intensiv um Weibchen, die gerade befruchtungsfähig sind. Ein dominierendes Männchen ist durchaus in der Lage, in dem entscheidenden Zeitraum, den es auf wenige Tage genau feststellen kann, seine Konkurrenten von dem Weibchen fernzuhalten und die eigene Vaterschaft sicherzustellen.

Durch die verdeckte Ovulation beim Menschen entfiel die Möglichkeit auf wenige Tage genau zu bestimmen, wann eine Frau befruchtet werden konnte. Das heißt jedoch keineswegs, daß ein Mann nun darauf angewiesen war, die Frau ein Leben lang zu überwachen und zu umwerben, um sich seiner Vaterschaft sicher sein zu können. Dies ist eine weit verbreitete, eindeutig falsche Behauptung, die immer wieder die Grundlage für wissenschaftliche Spekulationen zur menschlichen Sexualität geliefert hat.

Daß Frauen ihre fruchtbaren Tage nicht anzeigten, heißt noch lange nicht, daß Männer gar keine Anhaltspunkte dafür hatten, ob sie zu einem gegebenen Zeitpunkt befruchtet werden konnten. Zum einen konnten sie diese Möglichkeit in vielen Fällen ausschließen. Frauen, die offensichtlich Schwanger waren, konnten bestimmt nicht mehr befruchtet werden. Das Gleiche galt für Frauen mit Kindern unterhalb des Entwöhnungsalters. Bei einer Frau, die alle vier Jahre ein Kind bekam, konnte man den Zeitraum, in dem sie innerhalb dieser vier Jahre eventuell befruchtet werden konnte, leicht aufgrund äußerer Anzeichen auf ein halbes Jahr einschränken. Zum anderen zeigte die Regelblutung zuverlässig an, daß eine Frau prinzipiell empfängnisbereit war - wenn auch nicht genau zum Zeitpunkt der Blutung.

Männer finden - wie bereits ausgeführt - Frauen mit einer schmalen Taille attraktiver, weil ein dicker Bauch unter natürlichen Bedingungen auf eine Schwangerschaft hinwies. Vermutlich fanden Männer auch Frauen attraktiver, bei denen sie vor kurzem eine Regelblutung beobachtet hatten oder Spuren einer solchen entdecken konnten. Ein Hinweis darauf könnte sein, daß Frauen im Bemühen sich attraktiver zu machen ungeachtet wechselnder Moden immer wieder darauf zurückgreifen Finger- und Fußnägel rot zu färben. Im Orient hat die Verwendung von Henna zur Färbung von Händen und Füßen eine ununterbrochene, Jahrtausende alte Tradition. In Zeiten, in denen man noch keine Kleidung kannte, konnten infolge einer Regelblutung bei Frauen vor allem Blutspuren im Genitalbereich, an den Beinen und Füßen und infolge von Bemühungen, sich zu reinigen, auch an den Händen beobachtet werden. Wenn Männer auf rote Flecken in diesen Körperregionen grundsätzlich positiv reagieren sollten, wäre dies nicht weiter verwunderlich. Am längsten blieben kleine Blutspuren vermutlich im Bereich der Nägel erhalten, wo es einige Problemstellen gibt, die eine gründliche Reinigung erschweren. Der Bezug der roten Farbe zur menschlichen Sexualität ist deutlich ausgeprägt - man denke nur an das "Rotlichtmilieu" - eine hohe Bedeutung

der Regelblutung für das männliche Sexualverhalten im Entwicklungszeitraum des Menschen könnte hier durchaus die biologische Grundlage geliefert haben.

Ranghohe Männer waren durch die verdeckte Ovulation gezwungen, sich eine "Lebensabschnittsgefährtin" zu suchen, da sie nicht auf wenige Tage genau feststellen konnten, wann eine Frau befruchtet werden konnte. Sie waren jedoch keineswegs gezwungen, eine Frau ein Leben lang an sich zu binden. Wer in die Darstellung verfällt, die Frauen hätten mit der verdeckten Ovulation die Männer "ausgetrickst" und sie dazu gezwungen sich ein ganzes Leben lang um eine Frau zu kümmern, wenn sie ihren Fortpflanzungserfolg sicherstellen wollten (Margulis & Sagan, 1991), der unterschätzt die Männer.

Das menschliche Sexualverhalten unterschied sich oberflächlich zwar recht deutlich von demjenigen der Schimpansen, dahinter verbarg sich jedoch die gleiche, multimaskuline Gruppenstruktur. Die weitaus meisten Kinder eines Gruppenverbandes wurden von wenigen ranghohen Männern gezeugt. Für die Annahme, daß Männer sich wesentlich stärker bei der Kinderaufzucht engagiert haben sollten, als Schimpansenmännchen, sehe ich keine hinreichenden Belege.

Bei Partnerinnen aus der eigenen Gruppe hielt die Liebe eines Mannes wohl in der Regel bis zu den ersten Anzeichen einer Schwangerschaft, wonach das Interesse nachließ und der Blick für die Reize anderer Frauen frei wurde, die mehr Chancen boten, sich bald erneut fortzupflanzen. Besonders angesehene Männer konnten wahrscheinlich auch durchaus mehrere Frauen zur gleichen Zeit monopolisieren. Frauen fanden in der Gruppe immer den benötigten Schutz und konnten sich für Lebensabschnitte, in denen sie nicht befruchtet werden konnten, rangniederen Männern anschließen, die bei dem Wettbewerb um die gerade begehrteren Frauen ohnehin keine Chance hatten. Es fragt sich jedoch, ob die Frauen an einer solchen Partnerschaft überhaupt ein Interesse hatten. Gelegentliche, sexuelle Gunstbezeugungen waren ein wesentlich zuverlässigeres Mittel, um an begehrte Leckerbissen, wie z.B. das von den Männern in der Auseinandersetzung mit Karnivoren erbeutete Fleisch, heranzukommen, als eine feste Bindung an einen Partner. Frauen, die nicht gerade durch einen dominanten Mann für sich beansprucht wurden, hatten wohl wenig Veranlassung, sich von sich aus an einen anderen Mann zu binden. Ungewünschten Nachstellungen durch rangniedere Männer konnten sie sich jederzeit entziehen, indem sie sich in den Schutz ranghöherer Männer begaben, die sich eine solche Gelegenheit sich wichtig zu machen bestimmt nicht entgehen ließen.

Anders als bei Liebschaften mit zur Gruppe gehörenden Frauen sah das Verhalten eines Mannes aus, wenn seine aktuelle Partnerin vor kurzem mit seiner Unterstützung aus einer anderen Gruppe herübergewechselt hatte. Hätte er sie bei der ersten Schwangerschaft verlassen, so wäre sie nun - wenige Monate nach dem Gruppenwechsel und nur mit holprigen Kenntnissen der neuen Sprache ausgestattet - als Fremde schutzlos den Anfeindungen der Gruppenmitglieder ausgesetzt. Damit

hätte der Mann durch das Verlassen der Frau auch sein eigenes Investment in das werdende Kind gefährdet. Er mußte also länger zu ihr halten und damit er dies tat, entwickelte er gegenüber jungen, fremden Frauen, mit denen er eine Partnerschaft einging, wesentlich stärkere Gefühle als gegenüber vertrauten Frauen aus der eigenen Gruppe, diese Gefühle sind uns wohlbekannt und mit dem Begriff des sich Verliebens gut umrissen. Die Bindung war wohl in der Regel so fest, daß sie die erste Schwangerschaft überstand und noch einige Zeit darüber hinaus hielt. Unter reproduktiven Gesichtspunkten war es in einem solchen Fall sinnvoll, die Partnerschaft bis zur nächsten Schwangerschaft aufrecht zu erhalten und so im Laufe von ca. vier Jahren zum Vater von zwei Kindern zu werden. (Vielleicht existiert hier sogar ein Zusammenhang dazu, daß die Scheidungsrate nach vier Ehejahren am höchsten ist (Ridley, 1995).) Nach Ablauf von vier Jahren konnte die Fremde sicherlich als integriert gelten und die Gefühle ihres Partners kühlten dann in der Regel wohl auch so weit ab, daß er im Verlauf der zweiten Schwangerschaft der Verlockung einer neuen Beziehung mit einer Frau, mit der er schneller wieder zu einem weiteren Fortpflanzungserfolg kommen konnte, leicht erlag.

Rangniedere Männer hatten innerhalb der Gruppe schlechte Chancen Vater zu werden. Sie konnten aber versuchen, fremden Frauen etwas vorzumachen, um sie zum Geschlechtsverkehr zu bewegen. Sie neigten dann sicher eher dazu, eine Einführung der Frau in die eigene Gruppe zu verzögern, um möglichst lange in der Position des Liebhabers unangefochten zu bleiben und nicht vor den Augen der Umworbenen entlarvt zu werden. Solche Männer zu durchschauen, war die Aufgabe von Frauen, die die Gruppe wechseln wollten. Für Frauen, denen es nicht so sehr um einen Gruppenwechsel ging, waren sie durchaus geeignete Partner, insbesondere wenn ihr niedriger Rang nicht auf geringere Begabung, sondern einfach auf die Jugend zurückzuführen war.

Ein ranghoher Mann, der sich mit einer fremden Frau eingelassen hatte, drängte vermutlich geradezu auf einen Gruppenwechsel, da er damit rechnen mußte, daß die Frau auch in ihrer Geburtsgruppe Sexualpartner hatte, deren Annäherungen er nicht unterbinden konnte. Je früher sie die alte Gruppe verließ, desto bessere Chancen hatte er, der Vater ihres ersten Kindes zu werden. Er war daher ausgesprochen eifersüchtig und sah es nicht gerne, wenn sie seinen Einflußbereich verließ. Da Männer mit sehr hohem Rang jedoch über ein hohes Fortpflanzungspotential in der eigenen Gruppe verfügten, waren sie wahrscheinlich nicht die eifrigsten, wenn es um das Kennenlernen fremder Frauen ging. Sie mußten zu sehr darauf aufpassen, daß die Frau(en), die sie gerade innerhalb ihrer Gruppe zu monopolisieren versuchten, nicht in ihrer Abwesenheit fremdging(en). Da sie bei Frauen der eigenen Gruppe bei geringerem Investment zum Fortpflanzungserfolg kommen konnten, sollten sie ihre Kräfte darauf konzentriert haben diese Frauen zu monopolisieren. Das muß nicht heißen, daß sie weniger dazu neigten, sich in junge, fremde Frauen zu verlieben. Vermutlich hinderte sie jedoch die Eifersucht daran, sich zu weit von den Frauen zu entfernen, zu denen sie bereits Zugang hatten.

Wenn es in einer Gruppe einen mächtigen Chef gab, dann behielt sich dieser vermutlich den Geschlechtsverkehr mit den Frauen der Gruppe vor, die sich in einem reproduktiv vielversprechenden Lebensabschnitt befanden und deswegen von den Männern als am attraktivsten empfunden wurden. Die Männer, die in der Rangfolge die nächsten Plätze nach ihm besetzten, konnten versuchen junge Frauen aus anderen Gruppen einzuführen und hatten wohl auch Chancen einen "Besitzanspruch" auf eine solche Frau gegen ihn durchzusetzen. Wenn der Chef nämlich versuchte, einem solchen Mann die Frau wegzunehmen, dann mußte er aufgrund der starken Emotionen, die dabei im Spiel waren, mit erbittertem Widerstreit rechnen. Er hätte also ernsthafte Auseinandersetzungen heraufbeschworen, in deren Verlauf möglicherweise die ganze Rangordnung in Frage gestellt worden wäre - ein Vorgang bei dem er am meisten zu verlieren hatte. Die Oberschicht ist immer an der Stabilität einer Gesellschaft interessiert. Die Gefahr war jedoch um so geringer, je niedriger der Rang des Mannes war, der die Frau einzuführen versuchte, so daß die Wahrscheinlichkeit, daß der Besitzanspruch eines Mannes akzeptiert wurde, mit seinem Rang in der Gruppe direkt zusammenhing.

Bei Bemühungen um die Gunst fremder Frauen war es wahrscheinlich für alle Männer sinnvoll, die Stärke der eigenen Gruppe zu betonen. Durch gemeinsames Vordringen auf feindliches Territorium konnte man nicht nur die gegnerischen Männer einschüchtern. Man konnte diese Männer damit auch in den Augen der jungen Frauen ihrer Gruppe diskreditieren, bzw. sich selbst vorteilhaft von diesen abheben und damit die Bereitschaft dieser Frauen steigern, die Gruppe zu wechseln. Perfekionierte Imponierveranstaltungen moderner Art, die aus kommerziellen Gründen darauf abzielen, entsprechende emotionale Reaktionen bei jungen Frauen hervorzurufen, kann man bei den sogenannten Boy-Groups beobachten. Die Reaktionen der jungen, weiblichen Fans gehen dabei bis hin zur Hysterie, was sicherlich nicht nur auf den Massencharakter der Veranstaltung und die Anreicherung von Hormonen in der Atemluft zurückzuführen ist, denn die Objekte ihrer Begierde ziehen alle Register um sich ausgesprochen attraktiv zu machen:

- > Die Bandmitglieder sind allein schon durch ihren Aufenthalt auf der erhöhten Bühne und das Scheinwerferlicht deutlich hervorgehoben und damit ausgezeichnet.
- > Synchronisierte Bewegungsabläufe und gemeinsames Singen dokumentieren den festen Zusammenhalt der Gruppe und deren Fähigkeit zu gemeinsamem, koordiniertem Handeln in geradezu übersteigerter Weise.
- > Die Verfügungsgewalt über umfangreiche Ressourcen wird - oft eindrucksvoll - demonstriert, indem teure Kleidung getragen, oder teure Gitarren zerschlagen werden.
- > Obwohl der Eindruck erweckt wird, die Bandmitglieder könnten jede Frau haben, sind oft ausgerechnet die Lieder am erfolgreichsten, die die Liebe zu einer Einzelnen betonen und ihr absolute Treue schwören.

Es sollte niemanden überraschen, daß die Eltern mit ihren wohlmeinenden, zum Teil auf eigenen Erfahrungen begründeten Einwänden gegen diese "Traummänner" auf taube Ohren stoßen.

Sicher wurden junge Frauen im Verlauf der kriegerischen Auseinandersetzungen nicht nur dazu überredet, die Gruppe zu wechseln, sondern, wenn sich die Gelegenheit ergab, auch dazu gezwungen.

Vergewaltigungen im Zusammenhang mit kriegerischen Auseinandersetzungen haben in der menschlichen Entwicklungslinie vermutlich eine mindestens zwei Millionen Jahre alte Tradition. Möglicherweise reichen die Wurzeln derartiger Verhaltensweisen noch weiter zurück, da das Verhalten gewöhnlicher Schimpansen, die fremde Weibchen, falls nötig auch unter Einsatz von Gewalt, für die eigene Gruppe rekrutieren, strukturelle Ähnlichkeiten zeigt. Da Menschen die Anwendung von Gewalt in diesem Kontext mit ihren nächsten Verwandten gemeinsam haben, kann sie durchaus bereits zum Verhaltensrepertoire der gemeinsamen Vorfahren vor 5 MJ gehört haben, zumal sie aus evolutionsbiologischer Sicht für die Männchen einer multimaskulinen Gruppe einen Sinn ergibt (wieder ist vermutlich der Hinweis angebracht, daß dies weder eine Rechtfertigung noch eine Entschuldigung derartigen Verhaltens sein kann).

Die Sexualität des Menschen diene sicher nicht nur der reinen Fortpflanzung, dafür spielt sie in unserem Leben eine viel zu große Rolle. Sie wurde instrumentalisiert, um Aggressionen innerhalb der Gruppe zu vermeiden und damit den Gruppenverband zu festigen. Körperliche Nähe und Austausch von Zärtlichkeiten bis hin zum Geschlechtsverkehr waren wahrscheinlich die Regel, solange die Partnerin nicht durch einen ranghohen Mann für sich beansprucht wurde. Letzteres geschah vor allem in den - im Vergleich zum gesamten Lebensabschnitt, in dem eine Frau sexuell aktiv ist, recht kurzen - Zeiträumen, in denen sie gerade eine befruchtungsfähige Phase durchlebte und deswegen als besonders attraktiv galt. Auch rangniederen Männern fehlte es daher nicht an Sexualkontakten, wodurch es ihnen leichter fiel auf Sex mit als besonders attraktiv bewerteten Frauen zu verzichten. Dadurch wurde der Aggressionspegel in der Gruppe gesenkt. Außerdem bekamen rangniedere Männer dadurch eine - wenn auch nur geringe - Chance, sich doch noch fortzupflanzen, denn es kommt gelegentlich vor, daß eine Frau nach dem Abstillen den ersten Eisprung vor der ersten Regelblutung bekommt. In einem solchen Fall konnte sie befruchtet werden, bevor die erste Regelblutung die ranghöheren Männer veranlaßte sich um die Frau verstärkt zu bemühen.

Die Frauen waren wiederum ihrerseits - genauso wie Schimpansenweibchen - wahrscheinlich daran interessiert, mit möglichst vielen Männern der Gruppe vor der Geburt eines Kindes sexuellen Verkehr gehabt zu haben, um eventuellen Angriffen der Männer auf das Kind vorzubeugen. Dies ist auch eine mögliche Erklärung dafür, daß viele Frauen ausgerechnet in der Schwangerschaft dazu neigen den Geschlechtsverkehr besonders intensiv zu genießen - der Befruchtung kann dies nun wirklich nicht mehr dienen. Mit dem Ausbleiben der Regel und dem

Auftreten der ersten deutlichen Hinweise auf die Schwangerschaft schwand die Eifersucht des ranghohen Mannes, der die Frau bis dahin für sich allein beanspruchte und mit hoher Wahrscheinlichkeit auch der Vater des Kindes war. Dies war der richtige Zeitpunkt um durch ein ausgesprochen intensives Geschlechtsleben das Wohlwollen der anderen Männer für das werdende Kind zu gewinnen, oder auch einfach nur die eigene Stellung in der Gruppe zu festigen, wobei Spaß am Sex von ausgesprochenem Vorteil war.

Eine weitere, wichtige Rolle der Sexualität bestand wahrscheinlich darin, Frauen den Zugang zur Männerressource Fleisch zu verschaffen.

Diese beiden Anwendungen der Sexualität findet man auch bei Schimpansen. Gewöhnliche Schimpansen tauschen gelegentlich Fleisch gegen Sex (Goodall, 1986), Bonobos festigen durch ihre stark ausgeweitete Sexualität den Zusammenhalt in der Gruppe (Savage-Rumbaugh & Lewin, 1995). Interessanterweise ist der Eisprung bei den Bonobos ebenfalls de Fakto verdeckt. Sie zeigen zwar eine ausgeprägte Genitalschwellung, diese wird jedoch so lange beibehalten, daß ihr Wert als Anzeiger des Eisprungs deutlich abgenommen hat. Dieser Vorgang hat jedoch zu allem anderen als ausgesprochener Partnertreue geführt. Die Instrumentalisierung der Sexualität zur Stabilisierung der Gruppen ist bei Menschen und Bonobos das Ergebnis einer parallelen Entwicklung, wobei die Menschen vermutlich als Erste diesen Weg beschriften haben. Die exzessive Sexualität der Bonobos ist vermutlich eine Anpassungsleistung der aktuellen Zwischeneiszeit und damit eine ausgesprochen junge Entwicklung. Ein Hauptaugenmerk liegt bei den Bonobos auf der Beschränkung der Aggressionen, die zwischen den in der Regel nicht untereinander verwandten Weibchen einer recht großen Gruppe auftreten könnten - deswegen auch die ausgeprägte körperliche Anpassung an homosexuellen Geschlechtsverkehr zwischen Weibchen. Beim Menschen haben sich die Männer zu den wehrhaftesten und wohl auch den aggressivsten Primaten aller Zeiten entwickelt. Gleichzeitig wurden infolge der Gruppenkonflikte sehr hohe Anforderungen an den Zusammenhalt der Gruppen gestellt. Die menschliche Sexualität wurde deswegen vor allem instrumentalisiert um Aggressionen zwischen den Männern der Gruppe in Grenzen zu halten (dies könnte wiederum eine der Ursachen für das recht häufige Auftreten männlicher Homosexualität sein, s. Kap. 5.5).

Untersuchungen der menschlichen Sexualität sollten berücksichtigen, daß der Gruppenwechsel der Frau als bei weitem anspruchsvollster, aber notwendiger Teilbereich des menschlichen Sexualverhaltens zu den hervorstechendsten Anpassungen geführt haben sollte. Im Kontext des Gruppenwechsels kam es zu den intensivsten Gefühlen und Bindungen. Die Partnersuchbilder des Menschen haben sich so entwickelt, daß es regelmäßig dazu kam, daß Menschen einen fremden Sexualpartner vorzogen, obwohl ein bekannter wesentlich leichter zugänglich war. Die meisten Kinder wurden jedoch nicht zwischen Fremden, sondern zwischen guten Bekannten gezeugt. Und die Kriterien, nach denen diese Partner innerhalb

der Gruppe ausgesucht wurden, sind nur schwer auszumachen, weil die Partnersuchbilder des Menschen durch Idealfiguren für den Gruppenwechsel dominiert werden.

Es ist anzunehmen, daß Männer nicht nur eine Vorliebe für junge, fremde Frauen haben, die noch keine Anzeichen einer Schwangerschaft aufweisen. Wahrscheinlich finden Männer unter bekannten Frauen diejenigen mit einem dreijährigen Kind attraktiver, als diejenigen mit einem einjährigen Kind, weil letzteres die Mutter voraussichtlich noch viel länger davon abhalten wird, wieder schwanger zu werden (genauer gesagt hätte ein einjähriges Kind unter den Bedingungen, die im entscheidenden evolutionären Entwicklungszeitraum des Menschen vor 1,8 - 0,07 MJ herrschten, die Mutter länger von einer erneuten Schwangerschaft abgehalten).

Vielleicht fühlen Männer sich auch besonders durch Frauen angezogen, deren mit etwa drei Jahren jüngstes Kind großen Radau verursacht. Einerseits zeigt das kräftige Kind, daß es eine gute Mutter hat, andererseits könnte der Krach darauf hinweisen, daß es gerade entwöhnt wird. Das hieße aber, daß die Frau bald wieder schwanger werden könnte. Sehr interessant wäre es, zu untersuchen, welchen Einfluß die Tatsache, daß eine Frau Milch hat, darauf hat, ob sie als attraktiv empfunden wird. Vermutlich wird eine Mutterbrust, die noch Milch gibt die Attraktivität einer Frau in den Augen der Männer in der Regel deutlich verringern.

Angesehene Frauen hatten sicher auch in menschlichen Sozialverbänden bessere Möglichkeiten ihre Kinder zu unterstützen, diese hatten dadurch überdurchschnittlich hohen Fortpflanzungserfolg. Das wäre Grund genug, unter bekannten Frauen die gesellschaftlich höher gestellten auch attraktiver zu finden.

Auf jeden Fall sollten sich Männer von bekannten Frauen, die gerade ihr jüngstes Kind verloren haben, stärker angezogen fühlen.

All diese Vorlieben werden jedoch schwer nachzuweisen sein, weil sie neben dem leuchtenden Bild der jungen Fremden, deren erste Schwangerschaft noch bevorsteht, verblassen (nicht umsonst beherrschen derartige "junge Fremde" die Hochglanzseiten der Männermagazine ebenso wie die Laufstege der Modemacher).

Zum wichtigsten Anzeichen für den reproduktiven Zustand einer Frau entwickelte sich vermutlich die Regelblutung. Nachdem ein direktes Anzeichen für die fruchtbaren Tage nicht mehr zur Verfügung stand, wurde die Blutung zu dem zuverlässigsten Indikator für den reproduktiven Zustand einer Frau. Eine Frau, die die Regel bekam, war mit hoher Wahrscheinlichkeit noch nicht schwanger. Daß sie zum Zeitpunkt der Blutung selbst nicht befruchtet werden konnte, spielte eine untergeordnete Rolle, da die Männer in Ermangelung eines direkten Anzeichens für die fruchtbaren Tage ohnehin gezwungen waren, Frauen für längere Zeiträume zu monopolisieren.

Männer sollten sich also eigentlich stärker zu Frauen hingezogen fühlen, an denen sie eine Blutung beobachten. Spätestens mit dem Einsetzen der ersten Regelblutung

nach einer vorhergegangenen Schwangerschaft und Stillphase stand eine Frau wieder im Mittelpunkt männlichen Interesses und wurde infolgedessen vermutlich von einem ranghohen Mann für sich beansprucht.

Leider wird gerade dieser Bereich der menschlichen Sexualität sehr stark kulturell verfälscht. Die Regel gilt als "Verunreinigung", die eine Frau möglichst diskret zu beseitigen hat. Einem Mann die blutigen Schenkel zum Begutachten zu präsentieren ist ein absolut unmögliches Verhalten. Von einem auch nur halbwegs natürlichen Verhältnis zum eigenen Körper kann im Umfeld der Regelblutung, die über Generationen tabuisiert wurde, nicht die Rede sein. Dabei ist sehr gut denkbar, daß die Regelblutung eben aufgrund ihrer hohen Bedeutung für die menschliche Sexualität so rigoros tabuisiert worden ist.

Ich möchte dieses von Spekulationen wimmelnde Kapitel mit dem Versuch einer "Ehrenrettung" abschließen:

Wenn ein Mann in den besten Jahren unter offensichtlicher Mißachtung aller Vernunft sein familiäres Glück gefährdet, riskiert seine gesellschaftliche Position ins wanken zu bringen und eine bewährte Partnerin vor den Kopf zu stoßen, nur um eine Affäre mit einer jungen Frau zu beginnen, die er vor einem halben Jahr noch nicht einmal kannte - dann sticht diesen Mann nicht der Hafer, er erlebt auch nicht den zweiten Frühling, nein, diesen Mann laust der Affe - und der steckt in uns allen.

5.4.1 Verdeckte Ovulation

In meinen Überlegungen zur natürlichen Sexualität des Menschen habe ich einfach vorausgesetzt, daß der Eisprung bei den Frauen nicht angezeigt wurde. Innerhalb meines Modells ist dies insofern gerechtfertigt, als ich den Übergang zum Jungpaläolithikum mit einer deutlichen Veränderung des menschlichen Sexualverhaltens in Zusammenhang bringe und davor, vor nur 0,07 MJ von einem weitgehend natürlichen Sexualverhalten ausgehe. Die Frage nach dem natürlichen Sexualverhalten des Menschen ist also eine Frage nach seinem Verhalten vor aus evolutionärer Sicht sehr kurzer Zeit und die Annahme, daß die Ovulation damals bereits verdeckt war, ist naheliegend.

Dennoch ist die Frage, warum die Ovulation bei Frauen im Gegensatz zu Schimpansinnen verdeckt ist, durchaus wert hier untersucht zu werden. Die verdeckte Ovulation wird nämlich gerne als Beleg für die These verwendet, daß Menschen biologisch daran angepaßt sind ihr Leben mit einem festen Sexualpartner zu verbringen. Und diese These steht im klaren Gegensatz zu den von mir präsentierten Vorstellungen. Ich habe diese These genaugenommen bereits mit dem Hinweis zurückgewiesen, daß mit der Regelblutung und mit Anzeichen einer Schwangerschaft den Männern auch ohne Brunstschwellung deutliche Hinweise auf den reproduktiven Zustand einer Frau zur Verfügung standen. Ergänzend werde ich nun auch zur verdeckten Ovulation Stellung nehmen.

Daß ich die Entwicklung der verdeckten Ovulation nicht gleich mitbehandelt habe, liegt nicht daran, daß mir im Rahmen meines Evolutionsmodells keine Erklärung dafür einfallt. Ich habe das umgekehrte Problem - mir fallen gleich zwei denkbare Szenarien ein und ich habe keine Möglichkeit eines davon zu falsifizieren. Ich möchte deswegen beide Erklärungskonzepte vorstellen.

Erstes Szenario: Eine der von Jane Goodall für die männlichen Schimpansen am Gombe beschriebene Strategie zur Erhöhung des eigenen Fortpflanzungserfolges ist der von ihr so genannte "Hochzeitsausflug". Ein Männchen versucht ein Weibchen rechtzeitig vor dem Eisprung in Grenzgebiete des Gruppenterritoriums zu führen, um dort ohne lästige Konkurrenz durch andere Männchen der eigenen Gruppe den eigenen Fortpflanzungserfolg sicherzustellen. Nun sind die Weibchen nicht immer an derartigen Ausflügen interessiert. In den Randgebieten des Gruppenterritoriums sind sie einem deutlich höheren Risiko für Leib und Leben ausgesetzt als im Zentrum. Und wenn sie von einem Kleinkind begleitet werden, so ist dieses erst recht gefährdet. Manchmal wäre es für das Weibchen wirklich besser nicht mitzugehen. Es fällt einem Weibchen in der durch Männchen dominierten Schimpansengesellschaft jedoch sichtlich schwer, sich einem von einem Männchen mit Nachdruck vorgetragenen Wunsch zu verschließen.

Durch das Vordringen der Australopithecinen in die Savannen könnte es für die Weibchen deutlich gefährlicher geworden sein, sich auf einen „Hochzeitsausflug“ einzulassen. Das Gleiche kann man auch im Zusammenhang mit den beim späten *Homo habilis* einsetzenden, intensiven Auseinandersetzungen zwischen den Gruppen annehmen. Schließlich konnte man am Gombe und nicht nur da, oft genug beobachten, wie in den Randgebieten der Territorien Weibchen mit ihrem Nachwuchs durch fremde Männchen attackiert wurden, wobei die Jungen nicht selten getötet und angefressen wurden.

Solche Veränderungen der Umwelt und der Lebensweise können die Kosten - Nutzen - Bilanz des angezeigten Eisprungs für die Weibchen deutlich verschoben und zur verdeckten Ovulation geführt haben. Der Nutzen des angezeigten Eisprungs liegt darin, den Männchen in der entscheidenden Phase die Möglichkeit zu geben, um das Weibchen zu konkurrieren und auf diese Weise für den eigenen Nachwuchs Erbgut hoher Qualität sicherzustellen. Außerdem bleiben die Weibchen auf diese Weise den weitaus größten Teil ihres Lebens von männlichen Nachstellungen verschont und können sich wichtigeren Sachen widmen, wie der Nahrungssuche oder der Aufzucht der Kinder. Die Kosten ergeben sich daraus, daß es sich infolge des angezeigten Eisprungs für die Männchen lohnt, Weibchen für eine kurze Zeit von der Gruppe zu isolieren, woraus sich ein erhöhtes Risiko für das Weibchen und das sie begleitende Kind ergibt. Mit zunehmender Gefährdung der Weibchen abseits der Gruppe haben die Kosten möglicherweise überwogen und Weibchen, die durch eine weniger ausgeprägte Genitalschwellung für die Männchen weniger attraktiv waren, gelangten gerade dadurch zu einem höheren Fortpflanzungserfolg. Am Ende dieser Entwicklung stand dann die verdeckte Ovulation.

Zweites Szenario: Eine der in meinem Evolutionsmodell integrierten Thesen besagt, daß die menschliche Sexualität analog zu den Verhältnissen beim Bonobo instrumentalisiert wurde, um die Gruppen zu stabilisieren. Dies geschah vermutlich im Verlauf der letzten 2 MJ. Wenn die Ovulation zu Beginn dieses Prozesses nicht verdeckt gewesen sein sollte, dann könnte die verdeckte Ovulation Begleiterscheinung dieses Prozesses sein.

Ähnlich wie bei den Bonobos wird der Bedeutungszuwachs für das Sexualverhalten erst einmal zur Betonung der Genitalschwellung und der Ausdehnung des Zeitraumes, in dem sie auftrat, auf den größten Teil der Periode geführt haben. Damit hätte sie aber auch ihren Wert als Anzeiger für die Ovulation verloren und Männer, die eine ausgeprägte Genitalschwellung attraktiv fanden, hätten daraus keine Fortpflanzungsvorteile mehr ziehen können. Mit der Zeit hätten sich Männer durchgesetzt, die die weibliche Attraktivität nach anderen, für den eigenen Fortpflanzungserfolg nun interessanteren Kriterien beurteilten - wie z.B. die Regelblutung oder die schlanke Linie. Die Genitalschwellung hätte damit ihre Funktionalität eingebüßt und wäre als lästiges Hindernis beim aufrechten Gang im Laufe der Zeit zurückgebildet worden.

Ein ähnliches Schicksal blüht möglicherweise den Bonobos, falls sie noch lange genug überleben sollten. Sie befinden sich erst am Anfang dieser Entwicklung, da sie ihre Sexualität erst in den letzten Zehntausend Jahren (nach dem Ende der letzten Eiszeit) zur Stabilisierung der Gruppen eingesetzt haben dürften. Bei Bonobowebchen wird die Genitalschwellung über einen großen Teil der Periode angezeigt und hat bereits deutlich an Wert als Indikator für den Eisprung eingebüßt. Und die Männchen haben bereits darauf reagiert. Während Männchen des gewöhnlichen Schimpansen Weibchen ohne Genitalschwellung in aller Regel uninteressant finden und nur mit Weibchen kopulieren, die eine solche Schwellung zeigen, sind Bonobomännchen bei weitem nicht so wählerisch und fordern auch Weibchen ohne Genitalschwellung zum Geschlechtsverkehr auf.

5.4.2 Spermienkonkurrenz

In einer multimaskulinen Gesellschaft haben oft viele Männchen Zugang zu einem Weibchen. Vor allem in Phasen, in denen es keinen ausgesprochen dominanten Anführer in der Gruppe gibt, gelingt es unter Umständen keinem der Männchen ein attraktives Weibchen zu monopolisieren. Die Konkurrenz um den Fortpflanzungserfolg findet dann zum Teil auf der elementaren Ebene eines Wettlaufs zwischen den Spermien statt. Die Erhöhung der Spermienzahl ist ein naheliegendes Mittel für ein Männchen in einer multimaskulinen Gesellschaft, um die eigene Fitneß zu verbessern.

Infolgedessen haben Schimpansen die größten Hoden unter den Menschenaffen. Die Hoden des *Homo sapiens* sind deutlich kleiner, und dies wird als Beleg dafür

gewertet, daß die ursprüngliche Gruppenstruktur des Menschen nicht multimaskulin gewesen sein kann (Lewin, 1992).

Inzwischen sind jedoch Formen subtilerer Konkurrenz unter den Spermien beim Menschen festgestellt worden. So erhöht sich die Zahl der Spermien einer Ejakulation, wenn der Mann eifersüchtig ist, also insbesondere, wenn er Grund zu der Annahme hat, daß ein anderer Mann Gelegenheit zum Geschlechtsverkehr mit seiner Geschlechtspartnerin hatte. Dabei verändert sich nicht nur die Zahl der Spermien, sondern auch ihre Eigenschaften. Eifersüchtige Männer produzieren eine Vielzahl von "Killerspermien" und "Blockern", die gar nicht zur Fortpflanzung bestimmt sind. Killerspermien greifen fremde Spermien an, die Blocker bilden einen Blockadering um die Eizelle und lassen nur "eigene" Spermien durch (Morris, 1994). Dies sind deutliche Belege für elementare Konkurrenz der Männer auf Spermieniveau. Solche Anpassungen ergeben nur in einer Gesellschaftsstruktur einen Sinn, in der regelmäßig mehrere Männer mit der gleichen Frau verkehren - ein deutlicher Hinweis auf den multimaskulinen Ursprung des Menschen.

Dennoch bleibt zu klären, warum die Männer auf das elementarste Mittel im Kampf der Spermien verzichtet haben: auf große Hoden. Hier hilft die Werfer-Hypothese in der Tat weiter. Große Hoden bringen nicht nur Vorteile mit sich. Sie sind auch ein "weiches Ziel", auf das sowohl Schimpansen (de Waal, 1991), als auch Menschen recht gerne ihre Angriffe richten.

Hoden müssen zur Kühlung außerhalb des Körpers plaziert werden und sind bei Zweibeinern durch die Körperhaltung zusätzlich exponiert. Es ist also nur naheliegend, daß ein Lebewesen wie der *Homo erectus*, der infolge von Auseinandersetzungen unter Verwendung von Steinen stark verdickte Knochen aufwies, aus dem gleichen Grund durch Verkleinerung der Hoden die Angriffsfläche im empfindlichen Genitalbereich verringerte. Für einen Werfer sind die Hoden des Menschen - sie sind größer als beim Gorilla - sicherlich noch immer empfindlich überdimensioniert.

Eine andere Besonderheit reflektiert noch deutlicher die im Verlauf der Evolution des Menschen aufgetretene Notwendigkeit, im schlagempfindlichen Genitalbereich des Mannes den Schaden durch geworfene Steine zu verringern. Im Gegensatz zu allen anderen Großaffen verfügt der Mensch über kein Penisknöchelchen (Steitz, 1993), das ein wichtiges Hilfsmittel für die Erektion darstellt. Der einzige Vorteil liegt klar auf der Hand: wo kein Knochen ist, kann kein Knochen gebrochen werden. Ohne Penisknöchelchen ist der Mann bei der Erektion einzig und allein auf die Schwellkörper angewiesen, die Erektion gestaltet sich schwierig, was wiederum zu Potenzproblemen führen kann.

5.4.3 Das Jungfernhäutchen

„Das Hymen ist ein in der Regel sichelförmiges, die Vaginaöffnung teilweise versperrendes Hautläppchen und nutzloser als der Blinddarm oder die Mandeln; ist es

noch unbeschädigt, wird es nämlich grundsätzlich beim ersten Geschlechtsverkehr einer Frau zerrissen, was etwas weh tut und blutet. Wie das ebenfalls nur beim Menschen anzutreffende, mit Tränen verbundene Weinen des Erwachsenen spielt das Hymen eine eher dunkle physiologische Rolle - wenn überhaupt eine." Diese Textpassage findet sich in dem Buch „Geheimnis und Ritual - die Evolution der menschlichen Sexualität" von Lynn Margulis und Dorion Sagan. Was das Weinen anbetrifft, mit dem sich bereits Darwin - ausnahmsweise vergeblich - abgemüht hat, wurde eine innerhalb des SWAK-Modells naheliegende Erklärung bereits dargelegt - in diesem Kapitel geht es um das Hymen.

Es mag durchaus sein, daß das Hymen „als geringfügiger Geburtsfehler entstanden ist, ähnlich den Schwimnhäuten zwischen Fingern und Zehen" (Margulis & Sagan, 1991), was jedoch Schwierigkeiten bereitet, ist eine Erklärung für den Verbreitungserfolg dieses Merkmals. Bis in die Gegenwart hinein wird bei vielen Kulturen großer Wert darauf gelegt, daß eine Frau jungfräulich in die Ehe geht und das Hymen muß als Beleg dafür erhalten. Da für das Hymen eine darüber hinaus gehende Funktion nicht bekannt ist, scheint die Annahme nahe zu liegen, daß es durch die Männer eben zu diesem Zweck im Rahmen der sexuellen Selektion bei den Frauen "herausgezüchtet" worden ist. Folgendes Szenario wird entworfen:

Männer, die infolge eines Überganges zur Kleinfamilie viel in ihren Nachwuchs investierten, mußten sicherstellen, daß ihre Auserwählte nicht bereits von einem anderen Mann schwanger war und bevorzugten deswegen Jungfrauen. Frauen, die jungfräulich in die "Ehe" gingen und dies auch durch ein vorhandenes und noch unbeschädigtes Hymen nachweisen konnten, bekamen leichter einen guten Mann und Versorger und wiesen infolgedessen einen höheren Fortpflanzungserfolg auf. Dies führte wiederum dazu, daß sich dieses Merkmal in der Population ausbreitete.

Natürlich könnte ich diese Argumentation leicht verändert Übernehmen. Das erhöhte Investment der Männer ergäbe sich dann aus den Anforderungen der Gruppeneinführung. Der Vorteil jungfräulicher Frauen hätte sich daraus ergeben, daß sie leichter einen zuverlässigen Partner für den Gruppenwechsel fanden. Dieser Argumentationsfolge liegt jedoch eine falsche Annahme zugrunde - die Annahme, daß ein Mann nur dann sicher sein konnte, daß seine Frau noch nicht von einem anderen Mann schwanger war, wenn er ihre Jungfräulichkeit feststellte. Mit der Regelblutung existiert jedoch ein zweites, zuverlässiges Merkmal, das unabhängig davon, ob eine Frau noch Jungfrau ist, oder nicht, klarstellt, daß sie noch nicht schwanger ist. Entscheidend für den Reproduktionswert einer jungen Frau ist, ob sie schwanger ist - die Jungfräulichkeit spielt dabei aus biologischer Sicht keine Rolle. Sich auf Jungfrauen zu beschränken und Frauen mit ebenso hohem Reproduktionswert auszuschließen, obwohl sie durch die Regelblutung nachweisen können, daß sie noch nicht schwanger sind, ergibt aus Sicht der Männer evolutionsbiologisch keinen Sinn (kulturell kann solcher Unsinn dagegen recht wohl zustande kommen, denn die kulturelle Entwicklung ist, wie wir noch sehen werden, nicht am Fortpflanzungserfolg orientiert).

Das Hymen hat sich daher vermutlich gar nicht als Zeichen für Jungfräulichkeit entwickelt und ausgebreitet, sondern als Vortäuschung einer Monatsregel zum richtigen Zeitpunkt. Das Hymen tritt im ganzen Leben einer Frau nur ein einziges mal in Erscheinung - bei der Defloration. Diese geschah entweder in der Geburtsgruppe noch vor der ersten Begegnung mit einem Fremden, oder durch diesen Fremden. Im zweiten Fall verstärkte sie die Anziehungskraft der Frau auf ihren neuen Gefährten, da es sich bei einer Blutung in aller Regel um eine Regelblutung handelte, die anzeigte, daß eine Frau noch kein Kind erwartete und daher auf Männer attraktivitätssteigernd wirkte. Gerade Frauen, die es auf einen Gruppenwechsel anlegten und daher in der eigenen Geburtsgruppe sexuell sehr zurückhaltend waren (um eine vorzeitige Schwangerschaft zu vermeiden), hatten ihren ersten Geschlechtsverkehr öfter mit einem Fremden. Wiesen solche Frauen ein Hymen auf, so wurde es nun zerrissen, wodurch die Bindung des Mannes im entscheidenden Moment gestärkt wurde. Dies geschah jedoch nicht, weil er sie nun als Jungfrau erkannte, sondern weil er blutige Schenkel attraktiv fand, da sie "schon immer" ein sicheres Indiz für den reproduktiven Zustand einer Frau dargestellt haben.

Für die Männer erwuchs aus diesem "Irrtum" kein Nachteil, da eine Defloration eine bereits bestehende Schwangerschaft ebenso sicher, wenn nicht sogar sicherer, ausschließt wie eine Regelblutung. Für die Frauen stellte das Hymen von vorn herein ein hilfreiches Werkzeug zur Lösung der schwierigsten Aufgabe, die sich ihnen im Leben stellte - den erfolgreichen Gruppenwechsel - dar. Da es auf der anderen Seite mit keinerlei Nachteilen verbunden war, breitete sich dieses Merkmal in der gesamten Population aus.

Für das Sexualverhalten junger Frauen in ihrer Geburtsgruppe hatte die Verbreitung des Hymen vermutlich ihrerseits wichtige Konsequenzen. Es lohnte sich für junge Frauen nun mehr, ausgesprochen zurückhaltend mit dem ersten Geschlechtsverkehr zu sein und damit auf einen fremden "Traummann" zu warten. Andernfalls hätte sie ein wichtiges Hilfsmittel für den Gruppenwechsel frühzeitig eingebüßt. Daher war es bei Menschen vermutlich auch unter vorkulturellen Bedingungen keineswegs üblich, daß eine junge Frau nach dem Erreichen der Geschlechtsreife erst einmal zwei Jahre lang ein ausgesprochen exzessives Sexualverhalten in der eigenen Gruppe an den Tag legte, wie es bei dem Gombeschimpansenweibchen Fifi dokumentiert worden ist (Goodall, 1993). Es könnte jedoch sein, daß das Verhalten junger Frauen in dieser Beziehung stark von ihrer Stellung in der Geburtsgruppe abhing. "Prinzessinnen" wie Fifi, für die ein Gruppenwechsel unter dem Strich mehr Nachteile als Vorteile bot, konnten es sich leisten sexuell wesentlich aufgeschlossener zu sein. Sie wurden vermutlich infolge ihres hohen Ranges auch als attraktiver eingeschätzt und hatten es ohnehin schwerer sich die Verehrer aus der eigenen Gruppe vom Halse zu halten. Jungen Frauen mit ausgesprochen niedrigem Status in der Geburtsgruppe lag einerseits mehr daran, die Gruppe zu wechseln. Andererseits fiel es ihnen wohl auch leichter in der Geburtsgruppe sexuelle Kontakte zu vermeiden.

5.4.4 Warum sind Frauen das „schöne Geschlecht“?

Männer legen ungewöhnlich hohen Wert auf die äußere Erscheinung der Frauen. Sie sind also recht wählerisch, was wiederum als Hinweis auf hohes männliches Investment und damit auf eine natürliche Prädisposition zur lebenslangen Paarbindung und zur aktiven Beteiligung an der Kinderaufzucht interpretiert wird. Aber auch diese Interpretation, die ich leicht abgewandelt übernehmen kann, da die Einführung einer fremden Frau in die eigene Gruppe mit erheblichem Investment des Mannes verbunden war, hilft nicht weiter, wenn es um die weibliche Brust geht.

Frauen weisen permanent vergrößerte Brüste auf, wobei die Größe der Brust in keinem funktionalen Zusammenhang mit der Fähigkeit steht, Milch zu produzieren. Dennoch zeigen Männer ein ausgesprochen reges Interesse für die weibliche Brust. Die männliche Vorliebe für feste Frauenbrüste und die Tatsache, daß Frauen permanent vergrößerte Brüste zur Schau tragen, wirft aus evolutionsbiologischer Sicht einige Probleme auf. Dies wird deutlich, wenn man sich zum Vergleich Schimpansen anschaut. Bei unseren Schimpansenvettern weisen nur säugende Mütter vergrößerte Brüste auf. Solche Weibchen werden von den Männchen als sexuell unattraktiv eingestuft, was einen Sinn ergibt, da sie in diesem Lebensabschnitt unfruchtbar sind. Bei Schimpansen erhöhen pralle Brüste also nicht die Attraktivität, sondern verringern sie. Das Schönheitsideal ist das flachbrüstige Weibchen (im Östrus).

Eine naheliegende Erklärung für die permanent vergrößerten Brüste bei Frauen ist die sexuelle Selektion durch Männer, diese müßten dann aber bereits vorher eine Vorliebe für vollbusige Frauen entwickelt haben. Solange die meisten Frauen nur in der Stillzeit volle Brüste aufwiesen, sollten Männer mit einer solchen Vorliebe bei der Reproduktion aber klar benachteiligt gewesen sein. Sie hätten sich daher innerhalb einer Population nicht durchsetzen dürfen. Aus diesem Grund ergibt die beliebte Erklärung, die Vorliebe für die weiblichen Brust würde auf eine Assoziation mit den Rundungen des Hinterteils zurückgehen, wenig Sinn. Eine solche "Verwechslung" war anfangs nicht selektionsneutral, sondern fitneßmindernd und hätte sich nicht in der Population durchsetzen dürfen. Nun ist die volle weibliche Brust bei Schimpansen nicht nur ein Hinweis auf den reproduktiven Zustand des Weibchens, sie ist darüber hinaus ein zuverlässiges Unterscheidungskriterium zwischen den Geschlechtern. Beim Menschen unterscheiden sich die Körperumrisse zwischen den Geschlechtern deutlich stärker als bei Schimpansen und gerade die Merkmale, die den Unterschied betonen, werden als ausgesprochen attraktiv empfunden.

Dies könnte insofern eine direkte Folge der Werfer-Anpassungen sein, als die Verfügbarkeit einer Fernwaffe die Kontaktaufnahme unter potentiellen Sexualpartnern deutlich erschwert haben sollte. Ich möchte also für die Tatsache, daß Frauen beim Menschen das schöne Geschlecht sind eine zusätzliche Erklärung anbieten, die auf den Sonderanpassungen der Hominiden beruht und daher nicht durch Beobachtungen im Tierreich belegt werden kann.

Nach Grammer müssen Tiere beim Werbeprozess Umstände überwinden, die die notwendige körperliche Nähe nicht zulassen. Als häufigste Widrigkeiten nennt er Territorialität, Aggression, Statusunterschiede und Furcht (Grammer, 1993). Schimpansenmännchen sind ganz offensichtlich bei Begegnungen mit fremden Weibchen einem inneren Konflikt zwischen Zuwendung, die eine potentielle Geschlechtspartnerin auslöst und der Ablehnung, die alle Fremden auf sich ziehen, ausgesetzt. Dieser Konflikt äußert sich darin, daß im Verhalten eines Männchens einem fremden Weibchen gegenüber offene Feindseligkeit und soziale Körperpflege unmittelbar aufeinander folgen können (Goodall, 1986). Dies geschieht, obwohl das Männchen dem Weibchen so nahe ist, daß sogar der Geruchssinn zum Einsatz kommen kann, um ihn davon zu überzeugen, daß sie zum anderen Geschlecht gehört und eine interessante Geschlechtspartnerin sein könnte.

Die Probleme bei der Annäherung müssen beim Sexualverhalten von Werfern noch stärker betont werden, denn sie muß einer Kontaktaufnahme vorausgehen, während ein Angriff mit geworfenen Steinen schon auf beachtliche Entfernung erfolgen kann. Bereits der frühe *Homo erectus* vor 1,8 MJ war körperlich perfekt an das Werfen angepaßt und damit in der Lage, einem Gegner auf über 50 m Entfernung schwere Verletzungen beizubringen. Fremde wurden nicht nur gehaßt und bekämpft, wie bei Schimpansen, es war grundsätzlich keine gute Idee, sie allzu nah an sich heranzulassen. Und doch mußten fremde Männer und Frauen sich näher kommen, da eine ausschließlich gruppeninterne Fortpflanzung in den kleinen Gruppen zu einer untragbaren Belastung des Erbgutes durch Inzest geführt hätte. Parallel zu den Verbesserungen im werferischen Bereich und zu der zunehmenden Fremdenfeindlichkeit müssen sich daher im sexuellen Bereich Anpassungen entwickelt haben, die dafür sorgten, daß Frauen, die die Gruppen wechseln wollten von fremden Männern auf große Entfernung als solche erkannt und nicht angegriffen wurden. Umgekehrt mußten die Frauen die Annäherung potentiell ausgesprochen gefährlicher Männer dulden.

Ich möchte hier noch einmal darauf hinweisen, daß es verschiedene Erklärungsebenen für die einem Verhalten zugrunde liegende Motivation gibt. Da ist z.B. die Ebene, auf der der Mensch selbst sein Verhalten erklärt und in sein Weltbild integriert. Auf dieser Erklärungsebene sind die Gefühle eine mögliche Erklärung für beobachtetes Verhalten. Weitere Gesichtspunkte auf dieser Erklärungsebene können gesellschaftlich durchgesetzte Normen sein, an die man sich zu halten hat. Die Erklärungsebene der Evolutionsbiologie ist eine Andere. Hier fragt man sich nach der Funktion, die hinter dem Verhalten steckt. Gefühle gehören zwar zu den unmittelbaren Ursachen für Verhalten, sie sind jedoch ihrerseits Anpassungsleistungen, die die Aufgabe haben das Verhalten eines Lebewesens so zu gestalten, daß es seinen Fitnessinteressen gerecht wird. Und die Frage, die uns hier interessiert ist, wie diese Fitnessinteressen, die hinter den Gefühlen stehen, aussahen.

Bei der ersten Begegnung zweier potentieller Geschlechtspartner war es sehr wichtig, daß sie erkannten, daß sie zu verschiedenen Geschlechtern gehörten. Bei

den Australopithecinen einschließlich des *Homo habilis* war dies wahrscheinlich aufgrund des enormen Größenunterschiedes zwischen den Geschlechtern nicht allzu schwierig. Spätestens beim Übergang zum *Homo erectus* mußte jedoch eine andere Lösung entwickelt werden, da eine *Homo erectus* - Frau durchaus eine Körperhöhe von 1,80 m aufweisen konnte.

Das Werfen ist eine ausgesprochen anspruchsvolle Tätigkeit, die sehr enge Anforderungen an den Körperbau der Werfer stellt. Ähnlich wie bei Schimpansenmännchen die Eckzähne deutlich länger sind als bei den Weibchen, sind auch bei Männern die Werferqualitäten ausgeprägter als bei Frauen. Da die Männer durch ihre Werfer-Anpassungen in ihrer äußeren Erscheinung sehr eng festgelegt waren, entwickelten die Frauen abweichende Merkmale, in denen sie sich deutlich von den Männern unterschieden. So wurden sie beim Menschen zum "schönen Geschlecht" und stellten sicher, bei der ersten Begegnung nicht mit einem Mann verwechselt und vorsorglich gesteinigt zu werden. Flache Brust und breite Schultern sind Kennzeichen guter Werfer, auf die die Männer nicht verzichten konnten. Um so zuverlässiger hoben sich Frauen ab, die schmale Schultern und volle Brüste zur Schau trugen. Bei den Männern waren wiederum diejenigen reproduktiv erfolgreicher, die auf derartige Unterscheidungsmerkmale positiv ansprachen und leichter Kontakt zu fremden Frauen herstellen konnten.

Die weibliche Brust wird nicht nur in der Lebensphase als am attraktivsten empfunden, in der ein Schimpansenweibchen versuchen würde die Gruppe zu wechseln, sie betont auch den Unterschied zwischen den Geschlechtern in einer Körperregion, die entscheidende Bedeutung für die werferischen Qualitäten hat. Die weiblichen Brüste stellen beim Menschen ein weithin sichtbares Handicap für das Werfen dar, sorgten in dieser Weise dafür, daß junge Frauen weniger als bedrohlich wahrgenommen und gleichzeitig als Frauen erkannt wurden und erleichterten so dem fremden Mann, sich in seinem, durch die Fremde ausgelösten, inneren Konflikt für die Annäherung und Zuwendung zu entscheiden. Daß eine volle Brust ursprünglich darauf hinwies, daß die Frau bereits ein Kind säugte und daher zu diesem Zeitpunkt unfruchtbar war, spielte dabei keine allzu große Rolle. Die Vorliebe für große Brüste entwickelte sich im Kontext von Begegnungen mit fremden Frauen. Kinder, von denen sie dabei eventuell begleitet wurden, wurden von den Männern vermutlich ebenso getötet, wie dies bei entsprechenden Begegnungen unter Schimpansen beobachtet worden ist. Die Frauen bekamen daraufhin recht bald wieder einen Eisprung.

5.4.5 Das erste Rendezvous

Bis zum Übergang zum Jungpaläolithikum gehörte die Kontaktaufnahme mit fremden Angehörigen des anderen Geschlechts vermutlich zu den schwierigsten Aufgaben, die sich den Menschen in ihrem Leben stellten. Daher ist das nicht sprachliche Werbeverhalten des Menschen dafür ausgelegt, eine bedeutende

Barriere bei der Kontaktaufnahme zu überwinden. Wollte sich ein Mann einer fremden Frau nähern, so mußte er bereits vorher - über eine Entfernung von vielleicht 50 Metern - ihr Interesse für sich wecken. Er mußte sie aus der Ferne davon überzeugen, daß er keine feindlichen Absichten verfolgte, daß er sich für sie interessierte und es seinerseits wert war, die Risiken einer Annäherung auf sich zu nehmen.

Sowohl der Mann, als auch die Frau waren bei der Kontaktaufnahme erheblichen Risiken ausgesetzt. Männer waren es wohl, die auf fremdes Territorium vordrangen, um Frauen kennenzulernen. Sie liefen Gefahr von Männern der feindlichen Gruppe erwischt zu werden, was durchaus auch infolge eines Verrats durch ihre Partnerin geschehen konnte, wenn in der Beziehung etwas schief lief. Frauen lieferten sich ohne unmittelbaren Schutz fremden Männern aus, die ihnen körperlich deutlich überlegen waren und unmittelbar gefährlich werden konnten. Unter solchen Umständen kam es vor allem darauf an, vorsichtig vorzugehen. So konnte ein übereilter Versuch des Mannes, sich der Frau zu nähern, sie dazu veranlassen zu fliehen und um Hilfe zu rufen, wodurch er wiederum in akute Gefahr geraten konnte.

Deswegen ist das menschliche Flirtverhalten darauf ausgelegt, auf große Entfernung das weitere Vorgehen abzustimmen, noch bevor die eigentliche Annäherung stattfindet. Hierzu findet man bei Eibl-Eibesfeldt: „Bei der Beziehungsaufnahme über Distanz spielt der Blickkontakt eine große Rolle. Man sucht ihn und teilt so dem Partner mit, daß er im Blickpunkt des Interesses steht. Dank der weißen Augäpfel können wir Menschen Blickbewegungen des Partners gut lesen. Wird der Blick erwidert, so ist dies im Allgemeinen eine positive Antwort" (Eibl- Eibesfeldt, 1995). Bei den hier angesprochenen weißen Augäpfeln und der sehr ausgeprägten Mimik des Menschen, kann es sich durchaus um Werfer-Anpassungen handeln, da sie ermöglichen, soziale Signale über größere Entfernung korrekt wahrzunehmen -eine wichtige Fähigkeit für ein soziales Lebewesen, das über eine Fernwaffe verfügt.

Dem Versuch einer Beziehungsaufnahme geht beim Menschen im Allgemeinen eine Phase ungerichteten Imponierens voraus. Eigentlich imponieren Menschen immer, wenn sie sich dessen bewußt sind, von Angehörigen des anderen Geschlechts beobachtet zu werden. Männer versuchen dabei ihren sozialen Status zu betonen und ihre - auch körperliche - Leistungsfähigkeit zu demonstrieren, Frauen versuchen vor allem ihre körperlichen Reize zur Geltung zu bringen (Grammer, 1993). Dabei entscheidet sich sowohl bei Männern, als auch bei Frauen innerhalb der ersten 30 Sekunden, ob eventuell Interesse am Anderen vorliegt. Für diese Entscheidung dürften Idealbilder des potentiellen Partners eine Rolle spielen (Eibl-Eibesfeldt, 1995). Menschen sind also darauf spezialisiert, den Partnermarktwert eines/einer Fremden auf große Entfernung, schnell festzustellen. Dies ist eine Fähigkeit, die für eine über eine Fernwaffe verfügende, Fremden gegenüber im allgemeinen ausgesprochen aggressive Spezies sehr wertvoll ist.

Zur eigentlichen Annäherung schreibt Karl Grammer (Grammer, 1993): „Cook geht davon aus, daß die Annäherung (hierbei wird von der Annäherung seitens des Mannes ausgegangen) in der Regel äußerst vorsichtig erfolgt. Zunächst wird er ihr seinen Körper zuwenden, es jedoch vermeiden, sie anzustarren, statt dessen seinen Blick in ihrer Richtung stets umherschweifen lassen. Kommt es nun zu einem Blickkontakt, so wird dieser schnell wieder abgebrochen, gleichzeitig läßt sich oft ein zweideutiges Lächeln beobachten. Ruckartige Kopfbewegungen erfolgen, wobei der Kopf nach hinten bzw. zur Seite bewegt wird. Diese Bewegungen werden oftmals von Selbstberührung (Automanipulation) begleitet.

Auch Givens beschreibt eine Vielzahl von Körperbewegungen, die in dieser Phase in äußerst schnellem Ablauf aufeinanderfolgen, wie etwa: Automanipulation, Kleiderrichten, sich strecken, seitwärts blicken etc.

Mit wachsender Nähe zu der begehrten Person wächst die Anzahl der Automanipulationen. Kratzen, Gesichtsberührung, Spielen im Haar treten auf. All diese Bewegungen können dem anderen als Hinweis dafür dienen, daß seine Gegenwart einen gewissen Einfluß auf ihn ausübt“.

Vor allem aber weisen sie doch wohl darauf hin, daß der sich Nähernde unbewaffnet ist. Die Verwendung der Hände, die bekanntermaßen gefährliche Waffen zu führen vermögen, zu Handlungen, die eher in den Bereich der sozialen Körperpflege gehören, betont dabei die Harmlosigkeit des sich Annähernden und seine friedlichen Absichten.

Bild 15: Das Fixieren des Zieles, eine charakteristische Körperhaltung und das Führen eines geeigneten Wurfgeschosses in der Hand weisen darauf hin, daß ein Werfer zum Angriff übergeht.

Da Männer hervorragend werfen konnten, hatten fremde Frauen allen Grund vorsichtig zu sein und eine Verringerung des Abstandes mit Vorsicht zu betrachten. Und eben deswegen mußte eine Annäherung durch den Mann äußerst vorsichtig verlaufen. Die Frau dabei nicht zu fixieren ergab gleich aus mehreren Gründen einen Sinn. Einerseits stellt das Fixieren bei vielen Primaten eine Herausforderung dar und wird als bedrohlich empfunden, andererseits ist das Fixieren des Zieles für einen Werfer unerlässlich, wenn er es treffen will. Das Fixieren gehört daher bei einem Werfer zu den unmittelbaren Angriffsvorbereitungen. Wenn eine Frau also von einem Werfer fixiert wird, in dessen Reichweite sie sich befindet, dann hat sie ganz besonders gute Gründe, sich bedroht zu fühlen.



Gelang es einer jungen Frau und einem ihr fremden Mann einander "näherzukommen", so konnten sich daraus ganz unterschiedliche Beziehungen ergeben, deren Funktion in erster Linie darin bestand den Inzest in Grenzen zu halten. Die Bandbreite der Beziehungen reichte wohl von einem "one-night-stand" in dessen Verlauf eine selbstbewußte junge Frau, die gar nicht vorhatte die Gruppe zu wechseln, möglicherweise ihr erstes Kind empfing, bis zu einer langwierigen, romantischen Liebesbeziehung, die zum Gruppenwechsel der Frau führte und ihr in der neuen Gruppe über Jahre hinaus einen verlässlichen Partner sicherte. Allen Beziehungen gemeinsam war dabei vermutlich, daß sie eine zeitweilige Trennung der Liebenden von ihren Gruppen mit sich brachten. Hier fand etwas statt, was den von Jane Goodall bei Schimpansen beobachteten "Hochzeitsausflügen" wohl sehr nahe kam.

Anders als bei Schimpansen fanden solche "Hochzeitsausflüge" jedoch vermutlich nur bei jungen, kinderlosen Frauen und vor allem mit fremden Sexualpartnern statt. Der Grund für diese Annahme ist die deutlich stärkere Gefährdung durch Raubtiere für einen Primaten, der die Nacht am Boden verbringt. Steine können vor allem bei guter Sicht und beim gemeinsamen vorgehen in einer Gruppe eine sehr wirkungsvolle Waffe sein. Ich habe bereits darüber spekuliert, daß in einer größeren, gut formierten Gruppe beim *Homo erectus* eine Übernachtung am Boden möglicherweise mit geringerem Risiko verbunden war, als eine Übernachtung in den Bäumen. Für ein isoliertes Pärchen dürfte dies anders ausgesehen haben. Ein solches dürfte bei Nacht am Boden auch beim im Werfen sehr leistungsfähigen *Homo erectus* noch ausgesprochen gefährdet gewesen sein. Ein so hohes Risiko gingen die Partner vermutlich nur ein, wenn es sich wirklich "lohnte", und dies tat es vor allem bei fremden Sexualpartnern.

Das hohe Risiko, mit dem die "Hochzeitsausflüge" einhergingen ist wohl auch die Ursache für die romantische Bedeutung des Mondes beim Menschen. Je heller der Mond scheint, desto besser ist die Sicht bei Nacht und desto wehrhafter sind dann auch einzelne Werfer. Raubtiere haben häufig Schwierigkeiten in einer Vollmondnacht Beute zu machen, da sie von den potentiellen Beutetieren frühzeitig erkannt werden. Wenn "Hochzeitsausflüge" dazu führten, daß man die Nacht nicht im Schutz der Gruppe verbrachte, dann war es sicherlich besser, wenn man vor allem bei Vollmond in romantische Stimmung verfiel und solche Ausflüge unternahm.

5.4.6 Mode

Die Anfälligkeit des Menschen für modische Veränderungen ist recht bemerkenswert. Frauen folgen der Mode vor allem im Bemühen ihre Attraktivität zu steigern. Daß sie damit im allgemeinen auch tatsächlich Erfolg haben, ist kaum zu bezweifeln. Es ist ganz offensichtlich, daß eine neue Frisur, ein neues, anders geschnittenes Kleid ebenso wie viele andere Veränderungen am äußeren

Erscheinungsbild die Attraktivität zu steigern vermögen und gelegentlich auch einen langjährigen Partner dazu verleiten können, einen etwas längeren Blick zu riskieren. Wenn wir uns bei der Beurteilung der Attraktivität eines Sexualpartners so sehr von im Prinzip weitgehend beliebigen, kulturellen Variationen des Äußeren positiv beeinflussen lassen, dann erweckt dies leicht den Anschein, daß der Mensch kulturell geradezu beliebig formbar ist - ohne Rücksicht auf stammesgeschichtlich erworbene Vorgaben.

Gerade das Sexualverhalten steht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Fortpflanzungserfolg. Wenn ein Bereich des menschlichen Verhaltens stark dem Diktat der Gene unterliegt, dann sollte dies gerade der Bereich des Sexualverhaltens sein. Fehlverhalten in diesem Bereich hat einen enormen Einfluß auf die Fitneß des Individuums und dürfte daher kaum toleriert werden, solange ein wirksamer Einfluß der Gene auf das Verhalten existiert. Wenn unser biologisches Erbe noch einen bedeutenden Einfluß auf unser Verhalten hat, dann sollte man dies gerade an den Partnersuchbildern des Menschen nachweisen können. Gelingt dies nicht, dann gewinnt die tabula rasa - Hypothese der Behavioristen an Glaubwürdigkeit, die davon ausgeht, daß der Mensch kulturell beliebig formbar ist.

Nun, ich halte nicht allzu viel von dem tabula rasa - Ansatz und für die Tatsache, daß der Mensch auf modische Veränderungen positiv anspricht, findet sich in meinem Modell der natürlichen Sexualität des Menschen eine tragfähige, biologische Grundlage. Bei Frauen basiert die attraktivitätssteigernde Wirkung der Mode einerseits auf der Betonung von Merkmalen, auf die Männer positiv ansprechen und andererseits auf ständiger Veränderung.

Merkmale, die betont oder auch vorgetäuscht werden sind vor allem Jugend, ein vielversprechender reproduktiver Zustand (schlanke Linie, Spuren roter Farbe, die unter natürlichen Umständen auf eine vorangegangene Monatsblutung hinweisen könnten, also z.B. rot lackierte Finger- und Fußnägel), Gesundheit und Verfügungsgewalt über Ressourcen. Warum diese Eigenschaften im Einzelnen Attraktivitätssteigernd wirken sollten habe ich bereits Erläutert.

Die ständige Veränderung führt in einem gewissen Maß zur Verfremdung. Das Entdecken neuer Aspekte an einer bekannten Person läßt diese in einem gewissen Ausmaß fremd erscheinen und bedient damit zusammen mit der oben erwähnten Betonung der Jugend und eines günstigen reproduktiven Zustandes das bei den Partnersuchbildern des Mannes dominierende Idealbild der jungen, unberührten Fremden.

5.4.7 Männer und Kinder

Es gibt Wissenschaftler, die glauben belegen zu können, daß Männer Anpassungen an die Vaterrolle aufweisen (Eibl-Eibesfeldt, 1995). Dies wird als ein deutlicher Beleg dafür gewertet, daß die Kernfamilie (einschließlich des Vaters) tatsächlich eine biologische Anpassungsleistung des Menschen und keine rein kulturelle

Erfindung darstellt. Beobachtungen, denen zufolge Männer gerne mit Kindern spielen, sich durchaus kindgerecht verhalten können und offensichtlich ein reges Interesse für Kinder entwickeln, werden als Belege für eine genetische Fixierung der Vaterrolle interpretiert. Eine solche Interpretation schließt jedoch aus, daß Schimpansen, die keine Vaterrolle kennen, sich ähnlich verhalten könnten. - Die Beobachtungen sprechen dagegen.

Männchen, die gerne mit Kindern spielen, kann man auch bei Schimpansen beobachten. Auch das Interesse für neugeborene Kinder ist sehr ausgeprägt. Was kindgerechtes Verhalten und Fürsorge betrifft, zitiere ich am besten Jane Goodall: „Passion war tot. Sie war in der Nacht heruntergefallen und hing in einem Gewirr von Lianen, in dem sie sich mit einem Arm verfangen hatte. Ihre drei Nachkommen, die sie in den letzten Wochen ihres Lebens ständig begleitet hatten, waren bei ihr. Pom und Prof saßen die meiste Zeit nur da und starrten den Körper ihrer Mutter an. Aber Pax (4 Jahre alt) näherte sich ihr immer wieder und versuchte, an ihrer kalten, nassen Brust zu trinken. Er wurde immer unglücklicher und kreischte immer lauter und begann schließlich, an ihrer herabhängenden Hand zu ziehen und zu zerren. Er war so heftig in seiner Qual, daß es ihm schließlich gelang, sie loszureißen. Als Passion leblos auf dem durchweichenden Boden lag, untersuchten ihre drei Kinder ihren Körper viele Male. Manchmal entfernten sie sich ein kurzes Stück, um gleichgültig ein bißchen zu fressen, dann eilten sie wieder zurück zu ihrer toten Mutter. Im Lauf des Tages wurde Pax ein bißchen ruhiger und versuchte nicht mehr zu trinken, schien aber noch tiefer deprimiert zu sein, weinte leise und zog hin und wieder an Passions kalter Hand. Kurz vor Dunkelwerden zogen die drei endlich miteinander fort.

Während der folgenden Wochen ließ Pax viele Zeichen von Niedergeschlagenheit erkennen. Er war teilnahmslos, spielte nicht und entwickelte bald, wie alle Waisenkinder, einen Spitzbauch. Aber er erholte sich verblüffend schnell wieder. Etwa ein Jahr lang verbrachten die drei Geschwister fast die ganze Zeit miteinander. Wenn Prof mal für eine Weile mit den erwachsenen Männchen wanderte, blieb Pax gewöhnlich bei Pom. Aber obwohl sie zusammenblieben und obwohl er immer zu ihr rannte, wenn er Schutz brauchte, ließ sich Pax aus irgendeinem Grunde nie von seiner Schwester auf dem Rücken tragen: nicht einmal, als sie mit einer Gruppe erwachsener schneller Männchen wanderten und Pax zurückblieb und winselte; nicht einmal, als sie die Hand nach ihm ausstreckte und ihn bat, an Bord zu klettern. Anfangs hatte Pom, deren mütterliche Instinkte geweckt waren, versucht, ihn zum Reiten zu *zwingen*. Aber Pax hatte sich an einen Zweig geklammert und hysterisch gekreischt, bis sie es aufgegeben hatte. Auch Prof hatte versucht, seinen kleinen Bruder zu tragen, aber auch sein Angebot hatte Pax unerklärlicherweise zurückgewiesen. Genauso war es gewesen, als seine älteren Geschwister ihn eingeladen hatten, ihr Schlafnest mit ihnen zu teilen. Er weigerte sich, obwohl sie ihm liebevoll die Hand entgegenstreckten. So hatten sie zugesehen, wie sich Pax, traurig vor sich hin wimmernd, sein eigenes kleines Nest in ihrer Nähe gebaut hatte. Wieviel wir noch zu lernen haben!

Ein Jahr nach Passions Tod wanderte Pom aus und schloß sich der Mitumba-Gesellschaft im Norden an. Vermutlich tat sie das, weil sie, nachdem sie ihre ranghohe

Mutter verloren hatte, den anderen Kasakela-Weibchen ausgeliefert war, von denen zweifellos viele ihr gegenüber feindselige Gefühle hegten: Schimpansen haben ein gutes Gedächtnis (Jahre zuvor hatten Passion und Pom gemeinsam Jagd auf Kinder anderer Weibchen gemacht und die Kleinen aufgefressen). Aber schon bevor seine Schwester fortging, hatte Fax sich seinem Bruder angeschlossen und folgte Prof wie ein beharrlicher kleiner Schatten, wohin er auch ging. Die Beziehung zwischen den beiden war immer liebevoll gewesen, denn Prof war von Anfang an von Fax begeistert und hatte den kleinen Bruder oft getragen und mit ihm gespielt. Ich erinnere mich, wie Pax einmal Schnupfen hatte und laut und feucht nieste. Prof eilte zu ihm und betrachtete Faxens Triefhase genau - dann hob er eine Handvoll Blätter auf und wischte ihm sorgfältig den Rotz ab.

Jetzt, ein Jahr nach Passions Tod, kümmerte sich Prof in gewisser Weise um Pax, wie es eine Mutter getan haben würde; er wartete bei der Wanderung auf ihn und beschützte ihn. Selbst als Pax sechs war, wurde er außerordentlich unruhig, wenn er zufällig von Prof getrennt wurde. Und Prof machte sich auch Sorgen. Einmal zum Beispiel, zwei Jahre nachdem sie ihre Mutter verloren hatten, brachen die Brüder in verschiedene Richtungen auf, als die große Gruppe, mit der sie gefressen hatten, sich aufspaltete. Als Pax merkte, daß Prof nicht da war, begann er zu wimmern und zu weinen. Mehrfach kletterte er auf hohe Bäume, weinte lauter und suchte die Umgebung ab. Aber Prof war bereits außer Sicht- und Hörweite, also hielt sich Pax an Jomeo und baute sein Schlafnest nahe bei dem des großen Männchens. Aber die ganze Nacht weinte er noch hin und wieder. Prof seinerseits verließ die anderen Schimpansen, sobald ihm klar wurde, was geschehen war, und machte sich auf die Suche nach Pax. Ich erlebte das Wiedersehen nicht mit, aber am nächsten Mittag waren sie wieder miteinander vereint. Einen Vorfall werde ich nie vergessen. Die Brüder wanderten in einer kleinen Gruppe zusammen mit Miff, die gerötet war, und Goblin, der seine Rechte als Alpha eifersüchtig wahrte und andere Männchen daran hinderte, sich mit ihr zu paaren. Er achtete nicht darauf, wenn Pax um Miff warb - der Kleine war keine Bedrohung. Miff jedoch schien irritiert von der Werbung dieses unbedeutenden Freiers, und als er beharrte, schlug sie aus und trat nach ihm. Pax flog Hals über Kopf ins Gebüsch. Armer Pax. Er bekam einen der heftigsten Wutanfälle, die ich je gesehen habe. Er warf sich zu Boden, rautte sich die Haare und kreischte lauter und lauter. Goblin, den der Lärm offenbar ärgerte, sah mit funkelnden Blicken auf Pax, und sein Fell begann sich zu sträuben. In diesem Augenblick kam Prof, der in einiger Entfernung gefressen hatte, herbei, um zu sehen, was los war. Einen Moment stand er da und nahm die Szene in sich auf, dann war ihm klar, daß Pax in Gefahr war, schwer bestraft zu werden; er packte seinen immer noch kreischenden kleinen Bruder am Handgelenk und zerzte ihn hastig fort! Erst als sie mindestens zwanzig Meter weit weg und außer Gefahr waren, ließ Prof los: Da hatte Pax sein Geschrei auch eingestellt und war bereit, mit seinem Bruder weiterzuwandern.

Gimble war acht Jahre alt, als Melissa starb, und er war, obwohl immer noch klein für sein Alter, durchaus in der Lage, für sich selbst zu sorgen. Trotzdem war er ziemlich aus der Fassung und ein bißchen benommen, als er seine Mutter verlor. Er suchte bei seinen Geschwistern Trost, und zwar wandte er sich meist an Goblin, und bald folgte

er seinem älteren Bruder überallhin. Oft saßen sie Seite an Seite auf einem Baum und fraßen, und Gimble baute sein Schlafnest in der Nähe von Goblin's Nest. Sehr wichtig von Gimble's Standpunkt aus war, daß Goblin seinen kleinen Bruder gewöhnlich unterstützte, wenn er von einem der anderen bedroht oder angegriffen wurde. So übernahm Goblin, Alpha-Männchen und dreizehn Jahre älter als sein Bruder, die Rolle von Melissa in Gimble's Leben." ...

..."Skosha war ein erstgeborenes Kind und hatte weder Bruder noch Schwester, die sich um sie hätten kümmern können, als ihre Mutter starb. Während der ersten beiden Monate verbrachte die Fünfjährige die meiste Zeit mit dem einen oder anderen der erwachsenen Männchen. Aber dann faßte sie Zuneigung zu Pallas, einem Weibchen, das wenige Monate zuvor ihr eigenes erstes Kind verloren hatte." ...

... „Und nun war Miff selbst dahin und hinterließ einen kränklichen Dreijährigen, Mel. Er war ganz allein auf der Welt; Miff's ältestes Kind, ihre Tochter Moeza, lebte zwar noch, aber sie war drei Jahre zuvor ausgewandert zur Mitumba-Gesellschaft. Ich hielt mich zu meiner alljährlichen Lesereise in den Vereinigten Staaten auf, als ich einen Brief mit diesen Nachrichten aus Gombe bekam. Mel, so las ich, sei sehr schwach. Er wanderte hinter verschiedenen Tieren her, meist erwachsenen Männchen, die sich zwar alle sehr tolerant zeigten, sich aber nicht besonders um Mel kümmerten. Ich erwartete nicht, Mel je wiederzusehen. Schon vor Miff's Tod war er so mager und spitzbäuchig und lethargisch gewesen, daß ich eine Kotprobe zur Analyse eingeschickt hatte. Das Ergebnis verzeichnete schweren Befall mit verschiedenen Parasiten und war nicht sehr ermutigend gewesen. Aber dann bekam ich ein Telegramm: *Mel von Spindle adoptiert*. Ich war verblüfft, denn soviel wir wußten, war Spindle, der zwölfjährige Sohn der alten Sprout, überhaupt nicht mit Miff verwandt. Eine solche Beziehung konnte doch keinen Bestand haben?

Bald darauf kehrte ich nach Gombe zurück. Mel lebte noch und war immer noch mit Spindle zusammen. Wenn ich mir den Kleinen mit seinem Spitzbauch, seinen dürren Armen und Beinen, seinen glanzlosen dünnen Haaren so ansah, mußte ich über seinen großartigen Kampfgeist staunen, der ihn befähigte, gegen alle Widrigkeiten am Leben festzuhalten. Ich staunte auch über die Fürsorge und Zuneigung, die sein großer Freund zeigte. Spindle war eigentlich selbst Waise, denn Sprout war während der gleichen Epidemie wie Miff und so viele andere gestorben. Spindle konnte natürlich durchaus allein für sich sorgen: Aber vielleicht war es das Gefühl von Verlust, die Einsamkeit, die zu dieser unglaublichen Bindung an ein nicht verwandtes mutterloses Kleinkind geführt hatte? Was immer der Grund war, Spindle kümmerte sich wundervoll um Mel. Er teilte sein Schlafnest und seine Nahrung mit ihm. Er tat alles, um den Kleinen zu beschützen, und eilte herbei, um ihn zu holen, wenn die großen Männchen soziale Unruhe verbreiteten. Wenn Mel bei der Wanderung winselte, wartete Spindle und gestattete ihm, auf seinen Rücken zu klettern, und bei Regen und Kälte sogar, sich in der Bauchposition anzuklammern. Tatsächlich trug Spindle Mel so oft, daß an seinen Lenden, wo Mel sich mit den Füßen anklammerte, das Haar bald abgewetzt war und er zwei große, helle, haarlose Stellen bekam.

Mel's Hauptproblem neben dem Verlust seiner Mutter, seinem schweren Parasitenbefall und seiner allgemeinen Kränklichkeit war die Tatsache, daß Spindle mit

den erwachsenen Männchen wanderte und daß sie zu der Jahreszeit täglich weite Entfernungen zurücklegten, um nach herabgefallenen Mbula-Früchten zu suchen. Sie zogen bei diesen Ausflügen oft an die nördliche Peripherie ihres Wohngebiets, und manchmal liefen sie, wenn sie die Rufe der Männchen der mächtigen Mitumba-Gesellschaft gehört hatten, leise und sehr schnell wieder zurück ins Zentrum ihres Wohngebietes. Das war hart für den kleinen Mel, denn Spindle, so geduldig er auch war, waltete nicht immer auf seinen kleinen Schützling. Mel mußte weite Strecken allein überwinden.

Die meisten anderen Schimpansen, vor allem die erwachsenen Männchen, gingen erstaunlich sanft und nachsichtig mit dem Waisenkind um. Mel konnte sich jedem ohne Furcht nähern und um Nahrung betteln - er drängelte sich sogar zwischen sie, wenn es nach einer Jagd Fleisch gab und die Stimmung zwischen den konkurrierenden Männchen gespannt war. Seine Vermessenheit rief höchstens eine milde Drohgebärde hervor - was *ihn* regelmäßig zu einem Wutanfall veranlaßte. Und oft hatte er Erfolg bei seinem Versuch, ein Stück abzubekommen.

Gegen Ende Juli wurden Spindle und Mel getrennt. Mel war sehr unglücklich. Ein paar Tage lang schloß er sich dem einen oder anderen erwachsenen Männchen an, und bei plötzlich ausbrechender Erregung sprang er sogar auf ihren Rücken. Dann fand er vorübergehend Ersatz für Spindle. Es war - ganz unglaublich - Fax, der ihn zu sich nahm.

Passions Tod lag fünf Jahre zurück, und Pax war zehn Jahre alt, aber, wie alle Waisen, die den Verlust ihrer Mutter überleben, sehr klein für sein Alter. Prof und er waren immer noch unzertrennlich, das Band zwischen ihnen war stark wie eh und je. Nie werde ich den Sommer und die Tage, die ich mit den zwei Brüdern und dem kleinen Mel verbrachte, vergessen. Prof führte bei den Wanderungen meistens, während Pax, mit Mel auf dem Rücken angekrallt, hinter seinem Bruder her stapfte, die Waldwege entlang und über die Bäche. Bei größeren Bäumen trug er seine Last sogar ein Stück hinauf. Es dauerte nicht lange, da hatte auch Pax seine Ehrenmale entwickelt - zwei weiße, haarlose Flecken an den Lenden. Wie Spindle teilte Pax sein Schlafnest und seine Nahrung mit Mel. Und Prof teilte *seine* Nahrung manchmal mit beiden! Es sah aus, als stünden sich die drei sehr nahe, aber nach ein paar Wochen wurde Mel wieder mit Spindle vereint, und die beiden blieben mehrere weitere Monate unzertrennlich."

Nach all diesen Beobachtungen kann männliches Verhalten Kindern gegenüber -wie kindgerecht und zärtlich es im Einzelfall auch sein mag - wohl kaum als Beleg dafür gewertet werden, daß die natürliche Gruppenorganisation des Menschen nicht multimaskulin gewesen ist. Außerdem steht zu erwarten, daß spezialisierte Werfer besonders stark auf das Kindchenschema ansprechen und von sich aus noch mehr Rücksicht auf Kinder nehmen, als Schimpansenmännchen. Bei Imponierveranstaltungen von Schimpansen können Kinder leicht zu Schaden kommen, wenn die Mütter sie nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen. Bei Imponierveranstaltungen - oder auch nur Wurfübungen - spezialisierter Werfer waren die Mütter mit dieser Aufgabe aufgrund der hohen Reichweite wahrscheinlich überfordert. Es steht daher zu erwarten, daß sich bereits bei den

Australopithecinenmännchen eine besondere, über das bei Schimpansenmännchen beobachtete Maß noch hinausgehende Rücksichtnahme auf Kinder entwickelte, damit der eigene Nachwuchs nicht zu oft zu Schaden kam. Schließlich stehen in einem multimaskulinen Verband sämtliche Männchen in einer verwandtschaftlichen Beziehung zu fast allen Kindern. Ein Mann konnte daher seine persönliche Gesamtfitness durch Rücksichtnahme auch dann steigern, wenn er nicht der Vater des jeweiligen Kindes war.

In einer Schimpansengesellschaft kommt vor allem der Beziehung von Schimpansenkindern zu ihren älteren Geschwistern eine hohe Bedeutung zu. Nach dem Tod der Mutter ist die Wahrscheinlichkeit recht hoch, daß das Waisenkind von einer Schwester oder einem Bruder adoptiert wird. Das liegt jedoch sicher nicht daran, daß sie ihre Verwandtschaft fühlen oder riechen. Die älteren Geschwister erhalten schon sehr früh Zugang zum Baby, der anderen Gruppenmitgliedern länger verwehrt wird. Die Mutter als gemeinsame, enge Bezugsperson stellt die Beziehung her. In ähnlicher Weise wird heute in ehelichen Gemeinschaften von vorn herein eine enge Beziehung zwischen dem Vater und seinen Kindern hergestellt. Der Vater verhält sich dabei genau so, wie es vor dem Jungpaläolithikum ein älterer Bruder getan hätte und nutzt dabei die gleichen biologischen Grundlagen. Dazu kommt noch ein Verständnis der Fortpflanzungszusammenhänge und eine kulturell sehr stark betonte Vaterrolle in modernen Gesellschaften (zu den modernen Gesellschaften zähle ich auch diejenigen der sogenannten „Naturvölker“), die zusätzlich zu einer starken Bindung an das Kind beitragen.